Genius des Christenthums.

Von dem

Vicomte v. Chateaubriand.

Uebersetzt

von

Professor Schneller.

Vierter Theil.

Freiburg im Breisgau.
Druck und Verlag von Friedrich Wagner.

1828.

Zweiter Hauptttheil.

Poetik des Christenthums.

Drittes Buch.

Fortsetzung von der Dichtung in Beziehung auf die Menschen.

Leidenschaften.

Erster Abschnitt.

Das Christenthum veränderte die Leidenschaften. Es veränderte die Grundlagen des Lasters und der Tugend.

Von der Prüfung der Charaktere gelangen wir zur Untersuchung der Leidenschaften. Natürlich mußten wir bei der Behandlung der ersten auch die zweiten ein wenig berühren; hier aber wollen wir von diesen weitläufiger sprechen.

Gäbe es eine Religion, welche sich ohne Unterlaß damit beschäftigte, den Leidenschaften des Menschen einen Zügel anzulegen, so würde diese Religion nothwendig das Spiel der Leidenschaften, sowohl im Drama als in der Epopee vermehren. Sie müßte das Gemälde dieser Gefühle mehr begünstigen, als jede andere kirchliche Anstalt, welche die Verbrechen des Herzens nicht kennt, und nur durch äußere Kräfte auf uns wirkt. Darin liegt der große Vorzug unseres Gottesdienstes vor jedem andern Gottesdienste des Alterthums. Die Christusreligion ist ein himmlischer Hauch, welcher die Segel der Tugend schwellt, und die Stürme des Gewissens rings um das Laster vervielfältigt.

Die Grundlagen der Sittenlehre haben sich bei den Menschen verändert, wenigstens bei den christlichen Menschen, seit der Verkündung des Evangeliums. Bei den Alten galt zum Beispiele die Demuth für Niedrigkeit, und der Hochmuth für Größe; aber bei den Christen erscheint der Hochmuth als das erste der Laster, und die Demuth als eine der ersten Tugenden. Diese bloße Veränderung der Grundsätze zeigt die menschliche Natur in einem neuen Lichte, und wir müssen in den Leidenschaften Beziehungen entdecken, welche die Alten nicht darin fanden.

Bei uns liegt die Wurzel des Uebels in der Eitelkeit, und die Wurzel des Guten in der Men-

schenliebe; so bilden die lasterhaften Leidenschaften stets ein Gemische von Hochmuth, so wie die tugendhaften Leidenschaften ein Gemische von Güte.

Man mache die Anwendung dieses Hauptgrundsatzes, und man wird die Richtigkeit desselben erkennen. Warum sind die Leidenschaften, welche mit dem Muthe zusammenhängen, schöner bei den Neuen als bei den Alten? Warum haben wir der Tapferkeit andere Verhältnisse gegeben, und eine thierische Bewegung in eine Tugend umgewandelt? Dieß geschah durch die Einmischung der christlichen Tugend, welche jener Bewegung entgegen steht, und Demuth heißt. Aus dieser Vermischung entsprang die Großmuth oder die poetische Hochherzigkeit, eine Art Leidenschaft (denn bis dahin trieben sie die Ritter), welche den Alten gänzlich unbekannt war.

Eines der sanftesten Gefühle, vielleicht das einzige, welches unbedingt der Seele angehört, (die übrigen enthalten einige Einmischung des Sinnlichen in ihrer Natur oder in ihrem Zwecke) ist die Freundschaft. Wie aber vermehrte das Christenthum die Reize dieser himmlischen Leidenschaft, indem es ihr zur Grundlage die Menschenliebe gab? Christus schlief am Busen des Johannes, und am Kreuze hörte ihn die Freundschaft vor dem letzten Athemzuge das Wort aussprechen, welches eines Gottes würdig war: Mater, ecce filius tuus; discipule,

ecce mater tua. *) «Mutter, sieh da deinen Sohn; Schüler, sieh da deine Mutter.»

Das Christenthum, welches unsere doppelte Natur enthüllte, und die Widersprüche unseres Wesens aufdeckte, welches das Hohe und das Niedere unseres Herzens zeigte, welches selbst wie wir voll von Gegensätzen ist, denn es beschreibt einen Gott-Menschen, ein Kind als Herrn der Welten, den Schöpfer des Alls hervorgehend aus dem Busen eines Geschöpfes; das Christenthum, sagen wir, unter diesem Gesichtspunkte der Gegensätze aufgefaßt, bleibt vorzugsweise die Religion der Freundschaft. Dieses Gefühl verstärkt sich eben so sehr durch die Gegensätze als durch die Aehnlichkeiten. Damit zwei Menschen vollkommene Freunde werden, müssen sie sich ohn' Unterlaß durch irgend etwas anziehen und abstoßen; sie müssen Gemüthsrichtungen der nämlichen Stärke, aber von verschiedener Art haben; entgegengesetzte Meinungen, aber ähnliche Grundsätze, Verschiedenheit in Haß und Liebe, aber im Grunde die nämliche Empfindsamkeit, widerstrebenden Hang, und dennoch einen ähnlichen Geschmack; mit einem Worte, große Gegensätze des Charakters, und große Uebereinstimmungen des Herzens.

Diese Wärme, welche die Menschenliebe über die tugendhaften Leidenschaften verbreitet, gibt

*) Joann. Evang. Cap. XIX., V. 26 — 27.

ihnen einen himmlischen Charakter. Bei den Menschen des Alterthums überschritt die Zukunft der Gefühle niemals das Grab, wo sie stets Schiffbruch litt. Freunde, Brüder, Gatten verließen sich an den Thoren des Todes, und fühlten die Ewigkeit ihrer Trennung; der Gipfel des Glückes bei den Griechen und bei den Römern beschränkte sich auf die bloße Vermischung der Asche; aber wie schmerzhaft mußte eine Urne seyn, welche nichts umschloß als Erinnerungen! Die Vielgötterei stellte den Menschen in die Gegenden der Vergangenheit; das Christenthum stellte ihn auf die Gefilde der Hoffnung. Der Genuß der ehrbaren Gefühle der Erde ist nur der Vorbothe der Wonnen, welche uns jenseits erfüllen werden. Die Grundlage unserer Freundschaften liegt nicht auf dieser Erde; zwei Wesen, welche sich hienieden lieben, befinden sich nur auf dem Wege zum Himmel, welchen sie mit einander erreichen, wenn die Tugend sie leitet. So wird der starke Ausdruck der Dichter, die Seele aushauchen in jene seines Freundes buchstäblich wahr für zwei Christen. Indem sie ihre Körper ablegen, entfernen sie nur ein Hinderniß, welches sich ihrem innigsten Vereine entgegenstellte. Ihre Seelen werden sich im Busen des Ewigen verbinden.

Wir dürfen aber keineswegs glauben, das Christenthum habe durch Enthüllung der Grundlagen, worauf die Leidenschaften ruhen, den Zauber des

Lebens hinweggenommen. Weit entfernt die Einbildungskraft zu beflecken, indem es sie Alles berühren und Alles kennen macht, verbreitet es vielmehr den Zweifel und das Dunkel über die Dinge, welche für unsere Bestimmung unnütz sind; darin übertrifft es weit jene unkluge Weltweisheit, welche die Natur des Menschen ganz zu durchdringen und überall den Grund zu finden sucht. Man muß nicht stets die Sonde in die Abgründe des Herzens senken; die Wahrheiten, welche es enthält, gehören zu denjenigen, welche eine Ansicht im Halblichte und in der Ferne erheischen. Es ist unklug, ununterbrochen die Urtheilskraft hinzuwenden auf den liebenden Theil seines Wesens, und den grübelnden Geist auf die Leidenschaften zu richten. Diese Neugierde führt allmählig zum Zweifel an der uneigennützigen Gesinnung, sie zerstört die Empfindsamkeit und tödtet so zu sagen die Seele. Die Geheimnisse des Herzens gleichen jenen des alten Aegyptens; den Profanen, welcher sie ohne die Weihe der Religion zu durchdringen strebte, traf plözlich der Tod.

Zweiter Abschnitt.

Leidenschaft der Liebe.

Dido.

Was wir bei uns eigentlich Liebe nennen, ist ein Gefühl, welches das Alterthum sogar dem Namen nach nicht kannte. Nur in den neuern Jahrhunderten bildete sich diese Mischung der Sinne und der Seele, diese Art Liebe, wovon die Freundschaft den sittlichen Theil ausmacht. Man verdankt dem Christenthum ebenfalls dieses vervollkommnete Gefühl; das Christenthum, welches stets für die Reinigung des Gemüthes arbeitet, kam soweit, etwas Geistiges sogar in diejenige Neigung zu werfen, welche deren am wenigsten empfänglich schien. So entsprang ein neues Mittel zu poetischen Situationen, von derjenigen verschwärzten Religion den Schriftstellern dargeboten, welche sie beschimpfen. In einer Menge von Romanen findet man die Schönheiten, welche aus dieser halbchristlichen Leidenschaft entsprangen. Der Charakter der Clementine in Richardson zum Beispiele gehört zu den Meisterstücken, wovon

Griechenland kein Vorbild gibt. Wir wollen diesen Gegenstand erörtern; bevor wir aber von der ländlichen Liebe sprechen, wollen wir die leidenschaftliche Liebe erfassen.

Diese Liebe enthält weder das Heilige der ehelichen Frömmigkeit, noch das Anmuthige des hirtlichen Gefühles; aber sie ist aufregender als beide, und zerreißt die Herzen, welche sie beherrscht. Sie stützt sich nicht auf die Würde der Ehe, nicht auf die Unschuld ländlicher Sitten, sie mischt keinen Zauber in den ihrigen; sie bildet also für sich selbst die eigene Täuschung, das eigene Wahnbild, das eigene Wesen. Ungekannt von dem zu beschäftigten Handwerker und dem zu einfachen Landmanne, besteht diese Leidenschaft nur in jenen Reihen der Gesellschaft, wo Muße oder Müßiggang das ganze Gewicht unsers Herzens uns auflegt mit seiner ungeheuern Eigenliebe und seiner ewigen Unruhe.

Allerdings wirft das Christenthum ein helles Licht in den Abgrund unserer Leidenschaften, und die Redner der Kirche malen die Unordnungen des Menschenherzens mit der größten Gewalt und Lebendigkeit. Welches Gemälde Bourdaloue von dem Ehrgeize! Wie durchdrang Massillon die Falten unserer Herzen, um unsere Neigungen und unsere Laster in helles Licht zu setzen! «Der Charakter dieser Leidenschaft, sagt dieser beredte Mann, indem er von der Liebe spricht, besteht darin, das Herz

ganz zu erfüllen; man kann sich hinfort nur mit ihr beschäftigen; man wird von ihr ergriffen, berauscht; man findet sie überall; Alles zeichnet ihre beunruhigenden Bilder; Alles erweckt ihre unrechtlichen Begierden; die Welt, die Einsamkeit, die Gegenwart, die Entfernung, die gleichgültigsten Gegenstände, die ernstesten Geschäfte, sogar das Heiligthum des Tempels, die gottgeweihten Altäre, die schrecklichen Geheimnisse erwecken die Erinnerung an sie.» *)

«Diese Unordnung, spricht der nämliche Redner in der Sünderin, **) besteht darin, dasjenige zu lieben, was weder unser Glück, weder unsere Vervollkommnung, folglich auch nicht unsere Ruhe begründen kann. Lieben heißt das Glück in dem Geliebten suchen; man will in dem geliebten Gegenstande alles dasjenige finden, was unserm Herzen mangelt. Man ruft ihn zu Hilfe gegen die schreckliche Oede, welche wir in uns selbst fühlen, und welche wir von ihm ausgefüllt uns denken. Wir betrachten ihn als den Quell für alle unsere Bedürfnisse, als das Heilmittel für alle unsere Leiden, als den Schöpfer für alle unsere Freuden . . . . Aber diese Liebe der Geschöpfe hat im Gefolge die grausamste Ungewißheit. Stets zweifelt man, ob man eben so geliebt sei, wie man selbst liebt; man

---

*) Massillon l'Enfant prodigue Theil I. Band II.

**) Pécheresse Theil I.

wird sinnreich sich unglücklich zu machen; man bildet sich selbst Furcht, Verdacht, Eifersucht; je aufrichtiger man ist, desto mehr leidet man; man wird zum Märtyrer seines eigenen Mißtrauens. Ihr wißt es, und ich darf euch nicht anführen die Sprache euerer unsinnigen Leidenschaften.» *)

Diese Krankheit der Seele erklärt sich mit Wuth, sobald der Gegenstand erscheint, welcher den Keim derselben entwickeln soll. Dido beschäftigt sich noch mit den Arbeiten für ihre heranwachsende Stadt; der Sturm erhebt sich und bringt einen Helden. Die Königin geräth in Unruhe, ein geheimes Feuer durchströmt ihre Adern. Die Unbesonnenheiten beginnen; die Genüsse folgen; die Entzauberung und die Gewissensbisse kommen alsogleich nach ihnen. Bald wird Dido verlassen; mit Schrecken blickt sie rings um sich, und sieht nichts als Abgründe. Wie verschwand dieses Gebäu von Glück, welches eine erhitzte Einbildung durch einen leidenschaftlichen Baumeister errichtete? Ein Wolkenpalast, welchen für einige Augenblicke die Sonne kurz vor ihrem Verschwinden vergoldet! Dido fliegt, sucht, ruft den Aeneas:

Dissimulare etiam sperasti? etc. **)

«Treuloser! Hofftest du mir deine Entwürfe zu verbergen, und heimlich von diesem Boden zu entweichen? Weder unsere Liebe, noch diese dir geschenkte

*) Massillon l'Enfant prodigue Theil II., Band II.

**) Aeneid. lib. IV. v. 305.

Hand, noch Dido dem grausamen Grabe nahend, kann deine Schritte aufhalten? u. s. w.»

Welcher Ungestüm, welche Leidenschaft, welche Wahrheit liegt nicht in der Beredtsamkeit dieser verrathenen Frau! Die Gefühle drängen sich so in ihrem Herzen, daß sie dieselben ungeordnet, unzusammenhängend, zerrissen vorträgt, wie sie ihr über die Lippen kommen. Man muß die Gewalten bemerken, welche sie in ihren Bitten geltend macht. Spricht sie im Namen der Götter, im Namen eines Zepters? Keineswegs; sie erwähnt nicht einmal die verachtete Dido; aber hingebender und liebender fleht sie zu dem Sohne der Venus nur mit Thränen, und nur bei der eigenen Hand des Treulosen. Knüpft sie daran das Andenken der Liebe, so wendet sie es einzig auf Aeneas; sie redet von unserer Ehe, von unserem begonnenen Vereine:

Per connubia nostra, per inceptos hymenaeos. *)

Sie beruft sich auf die Orte, welche Zeugen ihres Liebesglückes waren; denn die Unglücklichen pflegen mit ihren Gefühlen die umgebenden Gegenstände zu verknüpfen; von den Menschen verlassen, suchen sie sich Stützpunkte zu verschaffen, indem sie die fühllosen Wesen rings um sich durch ihren Schmerz beleben. Das Dach, der gastfreundliche Herd,

---

*) Aeneid., lib. IV. V. 316.

wo sie unlängst den Undankbaren aufnahm, erschienen daher als die wahren Götter für Dido. Dann erregt sie mit der Kunst einer Frau, und einer liebenden Frau, abwechselnd das Andenken von Pygmalion und Jarbas, um entweder den Edelmuth oder die Eifersucht des troischen Helden anzufachen. Bald gelangt in dem höchsten Grade von Leidenschaft und Unglück die stolze Herrin von Carthago sogar zu dem Wunsche, daß ihr ein kleiner Aeneas, parvulus Aeneas, *) wenigstens zum Troste ihres Schmerzens bleibe, wäre er auch ein sichtbarer Zeuge ihrer Schmach. Sie meint, so viele Thränen, so viele Beschwörungen, so viele Bitten seyen die Gründe, welchen Aeneas nicht zu widerstehen vermöge. In diesem Augenblicke des Wahnsinns glauben die Leidenschaften, unfähig ihre Sache mit Erfolg zu führen, mit siegender Gewalt alle ihre Hilfsmittel zu gebrauchen, während sie nur ihr Klaggeschrei erheben.

*) Aeneid. lib. IV.. v. 328—329. Der alte Lois des Masures, welcher die vier ersten Bücher der Aeneis in französischen Versen lieferte, gab diese Stelle also:

. . . . Si d'un petit Énée,
Avec ses yeux, m'étoit faveur donnée,
Qui seulement te ressemblât de vis,
Point ne serois du tout, à mon avis,
Prince, et de toi laissée entièrement.

Dritter Abschnitt.

Fortsetzung des Vorigen.

Racine's Phädra.

Wir könnten uns begnügen, der Dido die Phädra Racine's entgegenzustellen, welche viel leidenschaftlicher als die Königin von Carthago erscheint; diese ist in der That eine christliche Gattin. Die Furcht vor den schrecklichen rächenden Flammen und der Ewigkeit unserer Hölle durchdringt die ganze Rolle dieser verbrecherischen Frau, vorzüglich aber die Scene der Eifersucht, welche bekanntlich der neuere Dichter erfand. *) Blutschande war bei den Alten weder so selten, noch so ungeheuer, um ähnliche Schrecken in dem Herzen des Schuldigen zu erzeugen. Sophokles läßt allerdings Jokasta in dem nämlichen Augenblicke sterben, wo sie ihr Verbrechen vernimmt; aber Euripides läßt sie noch lange fortleben. Wenn wir dem Tertullian **) glauben,

*) Die Furcht vor dem Tartarus liegt nur schwach angedeutet im Euripides.

*) Tertull. Apolog.

so erweckten die Unglücksfälle des Oedipus bei den Macedoniern nur den Witz der Zuschauer. Virgilius setzt die Phädra nicht in die Hölle, sondern nur in jene Myrtenwäldchen, in jene Gefilde der Trauer, lugentes campi, wo jene Liebenden umherirren, welche sogar im Tode ihren Kummer nicht verloren:

Curae non ipsa in morte relinquunt. *)

Auch die Phädra des Euripides, so wie die Phädra des Seneka fürchteten Theseus mehr als den Tartarus. Weder die eine noch die andere spricht wie Racine's Phädra:

«Ich Eifersüchtige! und Theseus ist, den ich anrufe! Mein Gemahl lebt, und ich glühe noch! Für wen? Wessen Herz ist es, daß meine Wünsche erstreben? Bei jedem Worte sträubt sich auf der Stirne mein Haar. Meine Verbrechen haben jetzo mein Maaß erfüllt. Ich sinne zugleich auf Blutschande und Betrug. Meine mörderischen Hände, bereit zur Rache, glühen sich in das unschuldige Blut zu tauchen. Elende! Und ich lebe noch! Und ich ertrage noch den Anblick dieser heiligen Sonne, welcher ich entsprossen bin! Zu meinem Ahnherrn habe ich den Vater und den Herrn der Götter; der Himmel und das ganze Weltall sind bewohnt von meinen Vorältern. Wohin soll ich

---

*) Aeneid. lib. VI. v. 444.

mich verbergen? Laßt mich flüchten in die Nacht der Unterwelt. Doch was sage ich! Mein Vater hält dort die verhängnißvolle Urne; das Schicksal gab sie, so sagt man, in seine strengen Hände. Minos richtet in der Nacht die Schatten der Menschen. Ha! Wie wird sein eigener Schatten erschrocken schaudern, wenn er die Tochter vor seinem Antlitz erblicket, welche so verschiedene Gräuel und Verbrechen bekennet, noch unerhört vielleicht in der Welt! Was wirst du sagen, mein Vater, bei dem grauenvollen Schauspiel? Ich glaube zu sehen, wie deiner Hand die furchtbare Urne entfällt; ich glaube zu sehen, wie du eine neue Strafe ersinnst, du selbst deines Blutes Peiniger. Verzeih! Ein grausamer Gott zerstörte deiner Sippschaft Glück; erkenne seine Rache in deiner Tochter Wuth. Ach des schrecklichen Verbrechens! Schmach verfolgt mich, obschon mein unglückliches Herz seine Frucht niemals genoß.»

Diese unvergleichliche Stelle bietet bis zu den zwei letzten Versen:

Hélas! du crime affreux dont la honte me suit,
Jamais mon triste coeur n'a recueilli le fruit.

eine Steigerung der Gefühle, eine Kenntniß der Trauer, der Angst und der Seelenstürme, welche die Alten niemals kannten. Bei den Alten findet man so zu sagen nur die Umrisse der Empfindungen, aber selten ein ganz vollendetes Gefühl. Der kraft-

vollste Ausdruck, welchen die Leidenschaft vielleicht jemals brauchte, liegt in diesen zwei Versen. Hier ist das ganze Herz; hier ist Venus ganz überwältigend ihre Beute:

C'est Vénus tout entière à sa proie attachée!

Hier zeigt sich eine Mischung von Sinnlichkeit und Seele, von Verzweiflung und Liebeswuth, welche jeden Ausdruck übersteigt. Die Frau, welche sich trösten würde mit einer Ewigkeit von Leiden, wenn sie nur einen Augenblick von Glück genossen hätte, diese Frau ist nicht ein antiker Charakter; sie ist die verworfene Christin. Sie ist die Sünderin, welche lebend in die Hand Gottes fällt, ihr Wort ist das Wort des Verdammten.

Vierter Abschnitt.

Fortsetzung des Vorigen.

Julie von Etange. Clementine.

Wir verändern die Farben. Die leidenschaftliche Liebe, so schrecklich in der christlichen Phädra, entpreßt der gottergebenen Julie nur melodische Klagen. Es ist eine bewegte Stimme, welche aus einem Heiligthume des Friedens erklinget; es ist ein Liebesruf, welcher sanft verhallet in dem frommen Echo der heiligen Lauberhütten.

«Das Land der Nebelbilder verdient auf dieser Erde allein bewohnt zu seyn. So groß ist das Nichts der menschlichen Dinge, daß außer dem Wesen, welches durch sich selbst besteht, nur dasjenige schön ist, was gar nicht besteht . . . . Eine geheime Wehmuth ergießt sich in die Tiefe meines Herzens; ich fühle es öd und weit, wie du mir einst das deinige beschriebst. Die Neigung für alles, was mir theuer ist, genüget nicht zu seiner Erfüllung; es bleibt ihm eine unbenützte Kraft, welche es nicht anzuwenden versteht. Dieses Leiden ist seltsam, ich gestehe es; aber darum ist es nicht minder wirklich. Mein Freund, ich bin zu glücklich, das Glück ist meine Qual . . . . Da ich hiernieden nichts völlig Befriedigendes finde, sucht meine begehrende Seele anderswo ein Reich der Erfüllung; indem sie sich zu dem Quell des Gefühls und des Daseyns aufschwingt, verliert sie ihre Oede und Wehmuth. Dort wird sie wiedergeboren; dort belebt sie sich wieder; dort findet sie neue Schwungkraft; dort athmet sie neue Lebensluft. Dort gewinnt sie ein neues Daseyn, welches nicht mehr an den Leidenschaften des Blutes hängt; dort ist sie gleichsam nicht mehr in uns selbst, denn sie verschwebt in der Beschauung des unendlichen Wesens. Für einen Augenblick entbunden ihrer Fesseln, tröstet sie sich bei der Rückkehr in dieselben durch den Vorschmack eines erhabenern Zustandes, welchen sie eines Tages zu

erreichen hofft . . . . Alle Wohlthaten der Vorsehung erwägend, schäme ich mich, so kleinen Leiden zu erliegen, und so großer Gnaden zu vergessen . . . . Folgt mir die Traurigkeit wider meinen Willen sogar bis zu meinem Gebetstuhle, so erleichtern einige vor dem ewigen Tröster vergossene Thränen augenblicklich mein Herz. Meine Betrachtungen werden weder bitter noch schmerzhaft, meine Reue sogar bleibt frei von Unruhe, meine Fehler geben mir weniger Qual als Scham. Ich fühle Gemüthesvorwürfe, aber keine Gewissensbisse.»

«Der Gott, welchem ich diene, ist ein huldvoller Gott, ein Vater; was mich am meisten rührt, ist seine Güte; sie verwischt vor meinen Augen alle seine übrigen Eigenschaften; sie ist das Einzige, was ich begreife. Seine Allmacht setzt mich in Erstaunen, seine Unermeßlichkeit in Verwirrung, seine Gerechtigkeit . . . . Er hat den Menschen schwach erschaffen; weil er gerecht ist, ist er gütig. Der rächende Gott ist der Gott der Bösen. Ich kann ihn weder für mich fürchten, noch aufrufen wider einen Andern. O Gott des Friedens, Gott der Güte! Du bist es, welchen ich anbete; Du bist es, welchen ich als meinen Schöpfer erkenne. Dich hoffe ich am jüngsten Gerichte so zu finden, wie Du zu meinem Herzen sprichst in meinem Leben.»

Wie glücklich sind Liebe und Religion in diesem Gemälde verbunden! Diese Sprache, diese Gefühle haben kein Vorbild in dem Alterthum.*) Man müßte unsinnig seyn, um einen Gottesdienst zu verwerfen, welcher dem Herzen so süße Klänge entlockt, und welcher so zu sagen die Seele mit neuen Saiten begabte. Verlangt man etwa ein anderes Beispiel von dieser neuen Sprache der Leidenschaften, welche die Vielgötterei nicht kannte? Man höre die Worte Clementine'ns; ihre Ausdrücke sind vielleicht noch natürlicher, noch rührender, und in ihrer Erhabenheit noch naiver, als jene der Julie.

«Ich willige ein, mein Herr, vom Grunde meines Herzens (dieß ist sehr ernst gemeint, wie Sie sehen), daß Sie nur Haß, Verachtung, nur Abscheu für die unglückliche Clementine hegen; aber ich beschwöre Sie zum Heile ihrer unsterblichen Seele der wahren Kirche sich zu ergeben. Nun mein Herr, was antworten sie? (Es folgte ihr liebreiches Antlitz meinem abgewandten Gesichte, denn ich fühlte mir nicht die Kraft sie an-

*) Es findet sich jedoch in dieser Stelle eine fehlerhafte Mischung metaphysischer Wendungen und naturgemäßer Ausdrücke. Gott, der Allmächtige, der Herr würden besser taugen, als der Urquell des Daseyns.

zuschauen). Sagen Sie mein Herr, daß Sie darein willigen; ich hielt Ihr Herz stets für redlich und gefühlvoll. Sagen Sie mir, daß es sich der Wahrheit ergibt; ich verlange dieß nicht für mich; ich erklärte Ihnen, daß ich die Verachtung für meinen Antheil erkohr. Es soll nicht heißen, daß Sie sich den Bitten einer Frau ergaben. Nein, mein Herr, Ihr Gewissen allein soll die Ehre davon tragen. Ich will Ihnen nicht verbergen, was ich für mich entwarf. Ich werde in einem tiefen Frieden ruhen (hier erhob sie sich mit einer Würde, welche der Geist der Religion noch zu vermehren schien). Erscheint aber einst der Engel des Todes, so werde ich ihm die Hand reichen. Nahe dich, werd' ich ihm sagen, o du Bothe des Friedens! Ich folge dir zum Gestade, wo ich zu landen begehre. Ich will hier einen Ort für den Mann bewahren, neben welchem ich hier in Ewigkeit verweilen will.»

Ha! das Christenthum gibt vor Allem einen Balsam für unsere Wunden, wenn die Leidenschaften, welche anfangs in unserm Busen stürmten, entweder durch Unglück oder durch Dauer sich zu beruhigen beginnen. Es beschwichtiget den Schmerz; es kräftiget den wankenden Entschluß; es verhindert die Rückfälle, denn es bekämpft in einer kaum geheilten Seele die gefährliche Gewalt der Erinnerung. Es umgibt uns mit Frieden und

Licht; es erweckt für uns jene Harmonie der himmlischen Sphären, welche Pythagoras bei dem Schweigen seiner Leidenschaften vernahm. Indem es stets einen Lohn für ein Opfer verheißt, glaubt man ihm nichts zu gewähren, indem man ihm Alles gewährt; da es bei jedem Schritte einen schönern Gegenstand unsern Wünschen darbeut, genügt es dem natürlichen Unbestande unserer Herzen. Immer steht man mit ihm in dem Verhältnisse des Entzückens einer beginnenden Liebe, und diese Liebe hat das Unaussprechliche, daß ihre Geheimnisse nur der Unschuld und der Reinheit angehören.

Fünfter Abschnitt.

Fortsetzung des Vorigen.

Heloise und Abeilard.

Julie wurde zur Religion durch gewöhnliche Unglücksfälle zurückgeführt. Sie blieb in der Welt, und gezwungen ihre Leidenschaft zu verbergen, flieht sie heimlich zu Gott, denn sie ist gewiß, in diesem nachsichtigen Vater ein Mitleid zu finden, welches die Menschen ihr versagen würden.

Sie gefällt sich, sich selbst vor dem höchsten Gerichte anzuklagen, weil dieß allein sie loszusprechen vermag, vielleicht auch, weil sie (aus einem unwillkührlichen Ueberreste von Schwächen) hier stets von ihrer Liebe sprechen darf.

Wenn wir so vielen Reiz darin finden, unsere Leiden irgend einem höhern Wesen, irgend einem ruhigen Gewissen zu enthüllen, welches uns stärkt, und etwas von seiner eigenen Ruhe mittheilet; welche Wonne muß es nicht seyn, von unsern Leidenschaften mit einem leidenschaftlosen Wesen zu sprechen, welches durch unser Vertrauen sich nicht verwirrt, so wie von unserer Schwäche mit einem allmächtigen Wesen zu reden, welches uns etwas von seiner Stärke mitzutheilen vermag? Man begreift die Entzückungen jener heiligen Menschen, welche, entflohen auf die Gipfel der Gebirge, ihr ganzes Leben hinknieten auf diesen Fußschemel Gottes, durch die Gewalt der Liebe die Gewölbe der Ewigkeit durchdrangen, und bis zur Beschauung des ursprünglichen Lichtes gelangen. Julie naht, ohne es zu wissen, ihrem Ende, und die Schatten des Grabes, welche für sie sich zu öffnen beginnen, entsenden zu ihrem Auge einen Strahl der göttlichen Vortrefflichkeit. Die Stimme dieser sterbenden Frau ist sanft und wehmüthig; es sind die letzten Lufthauche aus einem

Walde, es sind die letzten Gemurmel des Meeres, welches seine Gestade verläßt.

Heloise'ns Stimme besitzt mehr Kraft. Die Gattin Abeilard's lebt, und sie lebt für Gott. Ihre Unglücksfälle waren eben so unerwartet als schrecklich. Hinausgeworfen aus der Welt in die Einöde, trat sie plötzlich und mit all ihrer Glut in die Kühle der Mönchszelle. Die Religion und die Liebe beherrschen zugleich ihr Herz; es ist die empörte Natur, welche, mitten im Leben von der Gnade ergriffen, vergebens in den Umarmungen des Himmels sich abmüht. Man gebe Heloisen einen Racine zum Sprecher, so wird das Gemälde ihrer Leiden tausendmal die Unglücksfälle Dido's auslöschen durch die tragische Wirkung, durch den Ort der Handlung und durch jenes Ehrfurcht Erweckende, was das Christenthum den Gegenständen aufdrückt, mit welchen es seine Größe verbindet.

«Ach! dieß sind die Räume, wo gefangen und gefesselt, ich in Thränen mein unglückliches Leben verbringe. Dennoch, o Abeilard! berauscht sich in diesem schrecklichen Aufenthalte noch immer mein Herz in dem Gifte der Liebe. Ich verdanke hier meine Tugenden nur deiner schrecklichen Abwesenheit, und hundertmal hab ich meine lästige Unschuld verwünscht. . . . O trauriger Zwang! o unerträgliches Joch! Welches sind denn meine

Pflichten, und wer bin ich in diesen Räumen? Treulose! mit welchem Namen soll man dich denn benennen? Du, eines Gottes Verlobte, glühest für einen sterblichen Mann? Grausame Gottheit, hab' Mitleid mit dem Irrsaal, worin du mich erblickest, und sprich dein Gesetz über meine empörte Sinne. . . Vermagst du es, großer Gott! Meine Verzweiflung, meine Thränen verlangen von dir die Waffen gegen einen geliebten Feind. Dennoch hingegeben widersprechenden Wünschen, fürchte ich die Größe deiner Wohlthaten mehr, als das Uebermaaß meiner Flamme.» *)

Das Alterthum konnte unmöglich eine ähnliche Scene darbieten, denn es besaß keine ähnliche Religion. Man kann wohl eine griechische oder römische Vestalin zur Heroine erwählen; dennoch entspringt niemals jener Kampf zwischen Blut und Geist, welcher das Wunderbare in Heloise'ns Lage ausmacht, und sowohl dem Glaubenssatze als der Sittenlehre des Christenthums angehört. Hier sieht man die am meisten stürmische von allen Leidenschaften, und eine drohende Religion, welche niemals mit unsern Neigungen unterhandelt. Heloise liebt, Heloise glüht; aber hier erheben sich Mauern von Eis; hier erlischt Alles unter fühllosem Marmor; hier erwarten immer-

---

*) Colard. Ép. d'Hél.

währende Flammen oder endlose Belohnungen ihren Fall oder ihren Sieg. Hier ist keine Uebereinkunft zu hoffen; das Geschöpf und der Schöpfer können nicht zugleich die nämliche Seele bewohnen. Dido verliert nur einen undankbaren Geliebten. Ach, welche ganz andere Qual verzehrt Heloisen! Sie muß wählen zwischen Gott und einem getreuen Geliebten, dessen Unglück sie herbeiführte. Sie kann nicht hoffen heimlich für Abeilard den kleinsten Theil ihres Herzens zu bewahren. Der Gott des Gebirges Sinai ist ein eifersüchtiger Gott, ein Gott, welcher ausschließende Liebe verlangt; er straft sogar den Schatten eines Gedankens, sogar einen Traum, welcher zu einem Andern als ihm sich wendet.

Wir erlauben uns hier einen Irrthum von Colardeau zu rügen, weil er mit dem Geiste seines Jahrhunderts zusammenhängt, und weil er einiges Licht über unsern Gegenstand verbreitet. Seine Epistel Heloise'ns hat einen philosophischen Anstrich, welcher sich nicht in Pope's Urschrift befindet. Nach der Stelle, welche wir anführen, findet man folgende Worte: « Theure Schwestern, unschuldige Theilnehmerinnen an meinen Fesseln, klagende Tauben in diesen heiligen Hallen, Ihr, die ihr nur die schwachen Tugenden kennet, welche die Religion gibt . . . und welche ich nicht mehr habe; Ihr, die ihr in der Schwer-

muth des mönchischen Geistes die tyrannische Gewalt der Liebe nicht kennet; Ihr endlich, die ihr nur Gott als einzigen Geliebten erkennet, und nur aus Gewohnheit, nicht aus Gefühl liebt; glücklich nenn' ich euere Herzen, denn ihr seid fühllos. Euere Tage sind heiter und euere Nächte sind ruhig. Der Schrei der Leidenschaften stört nicht ihren Lauf. Ach! wie beneidet Heloise euere Nächte und euere Tage!»

Diese Worte, welche allerdings Verzweiflung und Zärtlichkeit enthalten, finden sich nicht in der englischen Urschrift. Man findet darin kaum einige Züge dieser Stelle, welche wir Wort für Wort übersetzen.

«Glücklich ist die fleckenlose Jungfrau, welche die Welt vergißt, und welche von der Welt vergessen ist! Die ewige Freude ihrer Seele besteht in dem Gefühle, daß alle ihre Bitten erhört, alle ihre Wünsche abgeschlossen sind. Arbeit und Ruhe theilen sich in ihre Tage; ihr leichter Schlummer folgt ohne Mühe den Thränen und dem Wachen. Ihre Neigungen sind geregelt, ihre Begierden stets dieselben; sie vergnügt sich in ihren Thränen, und ihre Seufzer gehen zum Himmel. Die Gnade ergießt rings um sie die heitersten Strahlen; Engel bringen (englisch prompt) ihr leise die schönsten Träume. Für sie bereitet der Bräutigam den Brautring; für sie ertönen von weißen Ve-

stalinnen Hymen's Feiergesänge; für sie blühet die unvergängliche Rose Eden's; für sie thauen die Wohlgerüche von den Flügeln der Seraphin. Sie stirbt endlich beim Klange der himmlischen Harfen, und schwebt dahin in die Räume eines ewigen Tags!»

Kaum begreift man, wie ein Dichter sich so sehr verirrte, um statt dieser Beschreibung einen Gemeinplatz über das Mönchswesen zu geben. Jedermann fühlt ja das Schöne und Dramatische des Gegensatzes, welchen Pope aufstellen wollte zwischen dem Kummer und der Liebe Heloise'ns gegen die Ruhe und die Keuschheit des jungfräulichen Lebens? Wer fühlt nicht, wie sehr dieser Uebergang die von Leidenschaften bewegte Seele sanft beschwichtigt, um dann den wiederauflebenden Bewegungen der nämlichen Leidenschaften einen neuen Werth zu geben? Wenn die Philosophie zu etwas nützet, so nützt sie doch gewiß nicht zu dem Gemälde der Unruhe des Menschenherzens; denn ihre Bestimmung besteht gerade in der Beruhigung desselben. Wenn Heloise über die schwachen Tugenden der Religion philosophirt, so spricht sie weder wie die Wahrheit, weder wie ihr Jahrhundert, weder wie eine Frau, noch wie die Liebe; man sieht nur den Dichter, und was noch ärger ist, das Zeitalter der Sophisten und der Deklamation.

So zerstört der irreligiöse Geist die Wahrheit, so verdirbt er die Bewegungen der Natur. Pope, welcher bessern Zeiten nahe stand, fiel nicht in den Fehler Colardeau's. Er bewahrte die gute Ueberlieferung des Jahrhunderts Ludwig's XIV., von welchem das Jahrhundert der Königin Anna nur eine Art Verlängerung oder Abglanz war. Wenn wir also einigen Werth auf Werke des Genie's setzen, so müssen wir zur Religion zurückkehren; die Religion ist die wahre Philosophie der schönen Kunst, denn sie trennt nicht wie die menschliche Weisheit die Dichtung von der Sittenlehre und die Zärtlichkeit von der Tugend.

Uebrigens gäbe es noch andere anziehende Betrachtungen über Heloisen in Rücksicht der einsamen Behausung, wo das Ganze vorgeht. Diese Klöster, diese Gewölbe, diese Gräber, diese strengen Sitten müssen im Gegensatze mit der Liebe die Stärke und die Trauer vermehren. Es ist etwas anderes, schnell das Leben auf dem Scheiterhaufen zu enden, wie die Königin von Karthago, und etwas anderes, wie Heloise auf dem Altare der Religion langsam zu verglühen. Da wir aber später viel von den Klöstern sprechen, so brechen wir hier ab, um uns nicht zu wiederholen.

Sechster Abschnitt.

Ländliche Liebe.

Galatea und der Cyklope.

Wir nehmen zum Gegenstande der Vergleichung ländlicher Liebe bei den Alten die Idylle von Galatea und dem Cyklopen. Dieß Gedicht ist eines von den Meisterwerken Theokrit's; jenes von der Zauberin steht vielleicht höher durch die Glut der Leidenschaft; aber es ist weniger hirtlich.

Der Cyklope, sitzend auf einem Felsen am Rande des sizilischen Meeres, singt beim Herumschweifen seiner Augen über den Wellen von seinem Schmerze in folgenden Worten:

Ὦ λευκὰ Γαλάτεια, etc. *) . . . .

«Reizende Galatea, warum stößest du zurück die Gefühle eines Liebenden, du, deren Antlitz weiß ist, wie die süße Milch in meinen Körben von Schilfrohr, du, die du zarter bist, als das Lamm,

---

*) Theocr. idyl. XI, v. 19 et seq.

wollustathmender als die jungfräuliche Kuh, frischer als die Traube, welche die Glut der Sonne noch nicht erweichte? Du schwebest über diesen Gestaden, wenn der süße Schlaf mich fesselt; du entfliehst, wenn der süße Schlaf mich flieht; du fürchtest mich, wie das Lamm den Wolf, welchen die Jahre bleichen. Stets verehrte ich dich seit jenem Tage, als du mit meiner Mutter die jungen Hyazinthen auf dem Gebirge pflücktest; ich war es, welcher den Fußpfad dir bahnte. Seit jenem Augenblicke, nach jenem Augenblicke und noch jetzo vermag ich nicht, ohne dich zu leben. Bekümmerst du dich aber um meinen Schmerz? Beim Namen Jupiter's bekümmerst du dich um meinen Schmerz? . . . So häßlich ich bin, so besitz ich dennoch tausend Schafe, deren reiche Euter meine Hand drückt, und deren schäumende Milch ich trinke. Der Sommer, der Herbst und der Winter finden stets Käse in meiner Grotte; meine Gefässe strotzen davon. Kein Cyklope könnte wie ich auf der Flöte dir spielen, o blühende Jungfrau! Keiner könnte mit so viel Kunst in der Nacht und während der Stürme alle deine Reize besingen.»

Für dich ernähr' ich eilf Rehe, welche bald ihre Jungen werfen. Auch füttere ich vier kleine, ihren wilden Müttern geraubte Bärlein; komm! alle diese Reichthümer sollst du besitzen. Verlaß das Meer, welches toll an die Klippen schlägt; deine Nächte werden glücklicher seyn, wenn du sie an meiner

Seite in meiner Höhle verlebst. Da murmeln Lorber und Zypressen, weit herum gepflanzt; schwarzer Epheu und der traubenbeladene Weinstock schmücken den dunkeln Hintergrund; nahe vorbei fließt eine frische Quelle; sie entspringt dem Aetna, dessen Gipfel vom Schnee sich bleicht, und dessen Seiten mit braunen Wäldern sich bedecken. Wie! Erwähltest du wohl lieber die Meere und ihre tausend Wogen? Wenn meine behaarte Brust deinem Auge mißfällt, dort hab' ich ja Holz vom Eichbaume, und Ueberreste des Feuers glühen dort noch unter der Asche. Verbrenne sogar (Alles ist mir lieb von deiner Hand) verbrenne, wenn du willst, mein einziges Auge, dieß Auge, welches mir theurer ist, als das Leben. Ach! Warum gab mir meine Mutter nicht wie dem Fische leichte Flossen, die Wellen zu durchschneiden! Ha! Wie würde ich hineilen zu meiner Galatea! Wie würde ich ihre Hand küssen, wenn sie mir ihre Lippen versagte! Ja ich brächte dir weiße Lilien, oder zarten Mohn mit purpurnen Blättern; die ersten wachsen im Sommer, die andern blühen im Winter; darum könnte ich dir beide zugleich nicht bieten. . . .»

So legte Polyphem auf die Wunde seines Herzens den unsterblichen Balsam der Musen; so sänftigte er leise sein Leben mehr als durch alles, was man nach dem Gewichte des Goldes erkauft.»

Diese Idylle athmet die Leidenschaft. Der Dichter konnte keine zartern, keine wohlklingendern Worte erwählen. Der dorische Dialekt gibt diesen Versen einen Ton der Einfachheit, welchen man in unsere Sprache nicht zu übertragen vermag. Durch das Spiel einer Menge von A, so wie durch eine breite und offene Aussprache glaubt man die Ruhe der Naturgemälde zu empfinden, und die Natursprache eines Hirten zu vernehmen. *)

---

*) Man kann bemerken, daß der erste Buchstabe des Alphabet's sich fast in allen Worten befindet, welche die ländlichen Scenen malen, wie im Französischen charrue, vache, cheval, labourage, vallée, montagne, arbre, pâturage, laitage etc. Das Nämliche ist der Fall mit den Beiwörtern, welche gewöhnlich diese Hauptwörter begleiten, wie pesante, champêtre, laborieux, grasse, agreste, frais, délectable etc. Diese Beobachtung zeigt sich eben so richtig bei allen bekannten Sprachen. Da der Buchstab A zuerst hervorgebracht wurde, weil er bloß die erste natürliche Ausströmung der Stimme ist, so brauchten ihn die damals hirtlichen Menschen bei den Worten, welche das einfache Wörterbuch ihres Lebens ausmachten. Die Gleichheit ihrer Sitten und die geringe Mannigfaltigkeit ihrer Vorstellungen, welche sich nothwendig auf die Bilder des Landlebens bezogen, mußten sie auf die näm-

Man bemerke noch das Natürliche in den Klagen des Cyklopen. Polyphem spricht von Herzen, und keinen Augenblick geräth man auf den Gedanken, nur ein Dichter habe seine Seufzer nachgeahmt. Mit welcher leidenschaftlichen Naivetät macht nicht der unglücklich Liebende das Gemälde seiner eigenen Häßlichkeit? Sogar von diesem schrecklichen Auge wußte Theokrit einen rührenden Zug zu nehmen. Die angenehme Kunst eines zärtlichen Pinsels weiß den häßlichsten Stoff zum schönsten Gegenstande zu machen. — Diese Betrachtung hat Aristoteles so richtig gemacht, und

---

lichen Grundlaute ihrer Sprache zurückführen. Der Ton des A paßt zu der Ruhe des ländlichen Herzens und zu dem Frieden eines bäurischen Gemäldes. Der Klang einer leidenschaftlichen Seele wird scharf, zischend, schnell; das A ist zu lang für sie; der Mund eines Hirten nimmt sich Zeit genug, es langsam auszusprechen. Dennoch paßt es noch trefflich zu den Klagen, zu den zärtlichen Thränen, so wie zu dem naiven Ach (hélas) eines Ziegenhirten. Auch trägt die Natur diesen ländlichen Buchstaben in ihre Klänge; ein aufmerksames Ohr erkennt ihn nach verschiedener Betonung in dem Murmeln gewisser Gebüsche, wie bei Esche und Epheu, auch am Anfange oder am Ende des Geblöckes der Heerden, und bei dem Hundegebelle der Nacht.

Despreaux, welcher bis zum Genie durch die Stärke seines Verstandes sich erhob, so richtig wieder gegeben:

D'un pinceau délicat l'artifice agréable
Du plus affreux objet fait un objet aimable.

Man weiß, daß die Neuern, und besonders die Franzosen in der ländlichen Dichterart wenig leisteten. Doch scheint es uns, Bernardin de Saint-Pierre habe alle Hirtendichter von Italien und Griechenland übertroffen. Sein Roman, oder vielmehr sein Poem von Paul und Virginia gehört zu der kleinen Anzahl jener Bücher, welche in wenig Jahren so antik werden, daß man beim Ausspruche ihres klassischen Wesens nichts fürchten darf.

Die Revolution raubte uns einen Mann, welcher das seltene Talent in der Ekloge verrieth; es war Andreas Chenier. In seinen Idyllen finden sich Züge Theokrit's werth. Die Schwermuth, welche er in seiner Idylle, der Kranke, aussprach, scheint ein Vorgefühl seines Schicksals. Die Schriften dieses jungen Mannes, seine mannigfaltigen Kenntnisse, sein Muth, sein edler Antrag an Malesherbes, sein Unglück und sein Tod erregen die lebhafteste Theilnahme an seinem Andenken. Frankreich verlor am Ende des vorigen Jahrhunderts drei schöne Geister in ihrer Morgenröthe, Malfilatre, Gilbert und Andreas Che-

nier; die zwei ersten starben aus Elend, der letzte endete auf dem Blutgerüste. Als der unglückliche Jüngling auf dem Blutgerüste stand, sprach er, indem er die Stirne berührte: Sterben! Hier lag noch etwas! Die Muse war es, welche ihm sein Talent im Augenblicke des Todes offenbarte.

Siebenter Abschnitt.

Fortsetzung des Vorigen: Paul und Virginia. *)

Der Greis, sitzend auf dem Berge, erzählt die Geschichte der zwei verbannten Familien. Er beschreibt die Arbeiten, die Liebe, die Spiele, die Sorgen ihres Lebens:

«Paul und Virginia besaßen weder Uhren noch Kalender, eben so wenig als Bücher über Zeitrechnung, Geschichte und Philosophie. Die Abschnitte ihres Lebens regelten sich nach der Na-

*) Vielleicht hätte man richtiger Daphnis und Chloe mit Paul und Virginia verglichen; aber dieser Roman ist zu frei, um citiert zu werden.

tur. Sie kannten die Stunden des Tages nach dem Schatten der Bäume, die Jahreszeiten nach Blumen und Früchten, die Jahre nach der Zahl ihrer Erndten. Diese lieblichen Bilder verbreiteten die größten Reize über ihre Gespräche. Es ist Zeit zum Mittagmahle, sagte Virginia zu den Ihrigen, denn die Schatten der Platanen stehen schon am Fuße derselben. So sagte sie: Die Nacht naht, die Tamarinden schließen ihre Blätter. — Wenn wirst du kommen, uns zu besuchen? sagten ihr einige Freundinnen der Nachbarschaft. — Wenn die Zuckerrohre kommen, antwortete Virginia. — Dein Besuch wird uns noch lieblicher und angenehmer seyn, antworteten jene jungen Mädchen. — Fragte man sie über Paul's Alter und über das ihrige, so sagte sie: Mein Bruder ist so alt wie der große Kokosbaum an dem Quell, und ich bin so alt wie der kleinste. Die Mandelbäume haben zwölfmal ihre Früchte gegeben, und die Orangen vier und zwanzig mal ihre Blüthen, seitdem ich auf der Welt bin. Ihr Leben schien mit dem Leben der Bäume wie jenes der Faunen und Dryaden verbunden. Sie kannten keine andern geschichtlichen Zeiträume als die im Leben ihrer Mütter, keine andere Zeitrechnung als die in ihren Baumgärten, und keine andere Philosophie, als aller Welt Gutes zu thun und sich dem Willen der Gottheit zu unterwerfen. . . . Wenn

Paul bisweilen mit Virginia allein war, sagte er zu ihr bei der Rückkehr von seinen Arbeiten: «Wenn ich ermüdet bin, erfrischt mich dein Anblick. Wenn von der Höhe des Berges ich dich in der Tiefe des Thales erblicke, erscheinst du mir inmitten unserer Obstbäume wie eine Rosenknospe... Obschon ich dich unter den Bäumen aus dem Blicke verliere, so darf ich dich doch nicht sehen, um dich wieder zu finden; etwas von dir, was ich nicht sagen kann, bleibt mir in der Luft, durch welche du gehst, auf dem Grase, worauf du sitzest. . . Sage mir, durch welchen Zauber du mich festhältst. Ist es dein Geist? Aber unsere Mütter haben mehr als wir beide. Sind es deine Liebkosungen? Aber sie umarmen mich öfter als du. Ich glaube, es ist deine Güte. Hier meine Geliebte nimm diesen blühenden Zweig des Zitronenbaums, welchen ich für dich im Walde brach. Du stell'st ihn Nachts neben dein Bett. Iß doch von dieser Honigscheibe, ich habe sie für dich auf der Höhe eines Felsen geholt; aber vorher lehne dich an meine Brust, und ich fühle mich gestärkt...» Virginia antwortete ihm: «O mein Bruder! Die Morgenstrahlen der Sonne auf der Höhe dieser Felsen bringen mir weniger Freude, als deine Gegenwart. . . Du fragst mich, warum du mich liebest. Aber Alles liebt sich, was zusammen erzogen ward. Sieh unsere Vögel; erzogen in den

nämlichen Nestern, lieben sie sich wie wir; sie bleiben immer beisammen wie wir. Höre, wie sie sich rufen und sich antworten von einem Baume zum andern. Eben so wiederhole ich, wenn das Echo mich die Lieder deiner Flöte hören läßt, die Worte dazu in der Tiefe dieses Thales. . . Ich bete zu Gott alle Tage für meine Mutter, für die deinige, für dich, für unsere armen Diener; aber wenn ich deinen Namen spreche, dann scheint es mir, als wenn meine Frömmigkeit sich vermehrte. Ich bete so dringend zu Gott, daß dir kein Uebel begegne! Warum gehst du so weit und so hoch mir Früchte und Blumen zu holen? Haben wir nicht genug in dem Garten! Wie du nun wieder müde bist! Du bist ganz von Schweiß durchnäßt.» Und mit ihrem kleinen weißen Tuche trocknete sie ihm die Stirne und die Wangen, und sie gab ihm mehrere Küsse.

Bei diesem Gemälde untersuchen wir nicht, warum es einen großen Vorzug behauptet vor dem Gemälde der Galatea; denn dieser Vorzug muß beim ersten Blicke von aller Welt anerkannt werden. Aber wir wollen betrachten, wie es seine Vortrefflichkeit der Religion verdanke, mit Einem Worte, wie es christlich sey.

Gewiß besteht der Reiz von Paul und Virginia in einer gewissen schwermüthigen Sittenlehre, welche das Werk durchdringt; sie läßt sich mit je-

nem einförmigen Schimmer vergleichen, welchen der Mond über eine blumenbedeckte Einöde verbreitet. Wer über das Evangelium gründlich nachdachte, muß eingestehen, daß seine himmlischen Vorschriften genau diesen trüben und zärtlichen Charakter haben. Bernardin de Saint-Pierre suchte in seinen Studien der Natur die Wege der Gottheit zu rechtfertigen und die Schönheit der Religion zu beweisen; er mußte also seinen Geist durch Lesung der heiligen Bücher nähren. Seine Ekloge wird dadurch so rührend, weil sie zwei christliche verbannte Familien darstellt, welche unter den Augen des Herrn, nach seinem Worte in der Schrift, und unter seinen Werken in der Einöde wandeln. Dazu füge man die Armuth und jene Betrübniß der Seele, gegen welche die Religion allein das Hilfsmittel bietet, so hat man den ganzen Gegenstand des Gedichtes. Die Personen sind eben so einfach, wie die Anlage; sie sind zwei schöne Kinder, deren Wiege und Grabstätte man sieht, zwei treue Sklaven und zwei fromme Herrinnen. Diese liebenswürdigen Menschen schildert ein Geschichtschreiber, welcher ihres Lebens würdig ist; ein Greis, welcher allein auf dem Gebirge zurückblieb, und alles Geliebte überlebte, erzählt einem Reisenden die Unglücksfälle seiner Freunde auf den Trümmern ihrer Hütten.

Ueberdem enthalten diese Hirtenlieder des Südens viele Erinnerungeu der heiligen Schriften. Hier erscheint Ruth, dort Sephora, dort Eden und unsere ersten Stammältern; diese heiligen Erinnerungen machen so zu sagen die Sitten des Gemäldes alterthümlich, denn sie verbinden damit die Sitten des antiken Morgenlandes. Die Messe, die Gebete, die Sakramente, die Zeremonien der Kirche, an welche der Verfasser jeden Augenblick erinnert, vermehren noch die religiösen Schönheiten des Werkes. Hängt der Traum der Madame de Latour nicht wesentlich zusammen mit dem Größten und Zärtlichsten, was unsere Dogmen geben? Auch erkennt man den Christen in jenen Vorschriften der Hingebung in den Willen Gottes, des Gehorsams gegen die Eltern, der Liebe gegen die Armen, kurz, in jener süßen Gottesgelehrtheit, welche das Gedicht des Bernardin de Saint-Pierre athmet. Endlich bestimmt die Religion wirklich die Katastrophe des Ganzen; Virginia stirbt im Gehorsam für eine der ersten Tugenden, welche das Evangelium empfiehlt. Es wäre abgeschmackt eine Griechin sterben zu lassen, weil sie ihre Gewänder nicht ablegen will. Aber diese Liebende ist eine christliche Jungfrau, und die Entwicklung, welche in einem minder reinen Glauben lächerlich wäre, erscheint hier erhaben.

Diese Pastorale gleicht weder den Idyllen Theokrit's, noch den Eklogen Virgil's, noch den großen ländlichen Scenen in Hesiod, in Homer und in der Bibel. Aber sie erinnert an etwas Unaussprechliches, so wie die Parabel vom guten Hirten; man fühlt, daß nur ein Christ die evangelische Liebe von Paul und Virginia in ihren Klagetönen zu geben vermochte.

Man macht vielleicht einen Einwurf. Man sagt, nicht der Zauber, welcher aus den heiligen Schriften geborgt wurde, habe dem Bernardin de Saint-Pierre die Ueberlegenheit über Theokrit gegeben; er verdanke sie nur seinem Talente die Natur zu malen. Nun denn so behaupten wir, er verdanke auch dieses Talent, oder wenigstens die Entwicklung dieses Talentes dem Christenthume. Denn diese Religion gab, indem sie die kleinlichten Gottheiten aus den Wäldern und Wassern trieb, dem Dichter die Freiheit, die Einöden in ihrer ursprünglichen Erhabenheit zu zeigen. Dieß wollen wir in der Abhandlung von der Mythologie zu beweisen suchen. Jetzt vollenden wir die Erforschung der Leidenschaften.

Achter Abschnitt.

Die Christusreligion selbst als Leidenschaft.

Die christliche Religion vermehrt nicht nur das Spiel der Leidenschaften in dem Drama und in der Epopee; sondern sie wird selbst zu einer Art Leidenschaft mit ihren Entzückungen, ihren Trieben, ihren Seufzern, ihren Freuden, ihren Thränen und ihren Neigungen zu der Welt wie zu der Einöde. Wir wissen wohl, daß das Jahrhundert dieß den Fanatism nennt; wir könnten ihm mit den Worten Rousseau's antworten: «Der Fanatism, obschon blutdürstig und grausam, *) ist dennoch eine große und starke Leidenschaft, welche das Herz des Menschen erhebt, und Todesverachtung lehrt; sie gibt ihm eine wunderbare Kraft, welche man nur besser leiten muß, um daraus die erhabensten Tugenden zu ziehen; aber die Irreligion, so wie im Allgemeinen der räsonnierende und philosophie-

*) Ist die Philosophie weniger blutdürstig und grausam?

rende Geist knüpft an das Leben, macht weichlich, erniedrigt die Seelen, vereint alle Leidenschaften in der Gemeinheit des besondern Vortheils, in der Herabwürdigung des menschlichen Ichs, und untergräbt so unmerklich die wahren Grundlagen der ganzen Gesellschaft; denn was die besondern Vortheile Gemeinschaftliches haben, ist viel zu wenig, um jemals ihrer Entgegensetzung die Wage zu halten.» *)

Doch davon ist jetzt nicht die Frage; es handelt sich jetzt bloß um die dramatischen Wirkungen. Das Christenthum, an sich selbst als Leidenschaft betrachtet, bietet dem Dichter unermeßliche Schätze. Diese religiöse Leidenschaft wirkt dadurch höchst energisch, daß sie mit allen andern in Widerstreit tritt, und des eigenen Daseyns wegen alle andern verschlingen muß. Wie alle großen Gemüthsbewegungen hat sie etwas Ernstes und Trübes; sie führt uns in den Schatten der Klöster und auf die Höhen der Gebirge. Die Schönheit, welche der Christ anbetet, ist nicht eine vergängliche Schönheit, sondern sie ist jene ewige Schönheit, für welche die Schüler Platon's die Welt zu verlassen eilten. Sie zeigt sich ihren Verehrern hienieden nur verschleiert; sie verhüllt

*) Émile, tom. III, p. 193, liv. IV, note.

sich wie in einen Mantel in die Falten des Weltalls; denn wenn ein einziger ihrer Blicke unmittelbar in das Herz des Menschen fiele, so könnte es ihn nicht ertragen, es würde vor Lust zerspringen.

Um zum Genusse dieser höchsten Schönheit zu gelangen, betreten die Christen einen andern Weg, als die Philosophen von Athen. Sie bleiben in der Welt, um die Opfer zu vermehren, und um sich durch eine lange Reinigung des Gegenstandes ihrer Begierden würdiger zu machen.

Wer nach dem Ausdrucke der Väter nur so wenig als möglich Verbindung mit seinem Leibe unterhielt, und jungfräulich in die Gruft hinabstieg, dieser wird befreit von seiner Furcht und seinem Zweifel hinfliegen zu dem Orte des Lebens, um ununterbrochen dasjenige zu betrachten, was wahr, stets Eins und erhaben über die Meinung ist. Wie viele Martyrer machte diese Hoffnung Gott zu besitzen! Welche Einöde ertönte nicht von den Seufzern dieser Nebenbuhler, welche sich den Gegenstand der Anbetung der Seraphine und der Engel streitig machten! Hier erhebt ein Antonius den Altar in der Wüste, und opfert vierzig Jahre lang sich selbst fern von dem Umgange mit Menschen; dort verläßt ein heiliger Hieronymus Rom, setzt über die Meere, und sucht wie Elias eine Zufluchtsstätte am Gestade

des Jordan's. Die Hölle läßt ihm hier keine Ruhe, und das Bild von Rom mit allen seinen Reizen erscheint ihm, um ihn zu quälen. Er kämpft gegen die schrecklichsten Anfälle, er streitet Mann gegen Mann wider seine Leidenschaften. Seine Waffen sind die Thränen, das Fasten, das Nachdenken, die Buße, und vorzüglich die Christenliebe. Er stürzt hin zu den Füßen der göttlichen Schönheit, er flebt um ihre Hilfe. Bisweilen beladet er wie ein Verbrecher seine Schultern mit einer schweren Bürde, um ein empörtes Fleisch zu bändigen, und in dem Schweiße die unreinen Flammen auszulöschen, welche das Geschöpf entzünden.

Massillon ruft bei dem Gemälde dieser Liebe aus: *) «Der Herr ganz allein erscheint ihr gut, wahrhaft, beständig in seinen Versprechungen, liebenswürdig in seinen Verschonungen, prachtvoll in seinen Geschenken, wirklich in seiner Zärtlichkeit, nachsichtig sogar in seinem Zorne; er allein ist groß genug, um die ganze Unermeßlichkeit unsers Herzens auszufüllen; er allein ist mächtig genug, um alle seine Wünsche zu stillen; er allein ist edel genug, um alle seine Leiden zu

---

*) Der Donnerstag der Marterwoche von der Sünderin. Erste Abtheilung.

versüßen; er der Unsterbliche wird ewig geliebt werden; bei ihm endlich kann man nur bereuen, daß man ihn zu spät zu lieben begann.»

Der Verfasser von der Nachahmung Jesu Christi sammelte bei dem heiligen Augustinus und bei den übrigen Vätern alles das Geheimnißvolle und Glühende, was die Sprache von der himmlischen Liebe hervorbringt. *)

«Die Liebe ist eine großartige Angelegenheit, die Liebe ist ein vollkommenes Gut, denn sie allein macht leicht, was schwer ist; sie duldet mit gleichem Langmuthe die verschiedenen Wechselfälle des Lebens; sie trägt ohne Mühe das Mühvolle, und macht das Bittere süß und angenehm.

«Die Liebe Gottes ist edelmüthig; sie treibt die Seelen zu großen Handlungen, und erhebt die Gemüther zu dem Wunsche der größten Vollkommenheit.

«Die Liebe strebt stets nach Oben, und gestattet nicht Anhänglichkeit an niedrige Dinge.

«Die Liebe will frei seyn und entbunden von allen irdischen Trieben, damit ihr inneres Licht sich nicht verdunkle, damit sie sich nicht verwickle im gemeinen Besitzthum, oder sich abarbeite in den Sorgen der Welt.

---

*) Nachahmung Jesu Christi B. III. K. 5.

«Es gibt nichts weder im Himmel noch auf der Erde, was süßer, oder stärker, oder erhabener, oder ausgedehnter, oder angenehmer, oder vollständiger, oder besser wäre als die Liebe; denn die Liebe ist in Gott geboren, und weit erhaben über alle Geschöpfe kann sie nur ruhen in Gott.

«Wer liebt, schwebt immer in Freude; er eilt, er fliegt, er ist frei, nichts hält ihn zurück, er gibt Alles für Alle, er besitzt Alles in Allem, denn er ruht in jenem einzigen und allerhöchsten Gute, welches erhaben ist über Alles, und aus welchem alle Güter ausgehen und herabfließen.

«Er heftet sich niemals an die Geschenke, welche er empfängt, aber er erhebt sich von ganzem Herzen zu demjenigen, welcher sie ihm verleiht.

«Nur derjenige, welcher wahrhaft liebt, begreift völlig die Ausrufe der Liebe und jene Worte des Feuers, welche eine von Gott ganz ergriffene Seele zur Gottheit richtet, indem sie spricht: Du bist mein Gott, du bist meine Liebe, du bist ganz in mir und ich weihe mich ganz für dich.

«Erweitere mein Herz, damit es dich noch mehr liebe, und damit ich durch einen innern und geistigen Zug vernehme, wie süß es sey, dich zu lieben, und so zu sagen in dem Ozean deiner Liebe zu schwimmen und sich zu verlieren.

«Wer großmüthig liebt, setzt der Verfasser von der Nachahmung Christi hinzu, bleibt fest in allen Versuchungen, und läßt sich nicht von der künstlichen Hinterlist seines Feindes überraschen.»

Diese christliche Leidenschaft ist es, dieser ungeheure Kampf zwischen den Trieben der Erde und der Liebe des Himmels ist es, was Corneille in jener Scene des Polyeuct *) malte (denn dieser großer Mann, weniger furchtsam als die Geister unserer Tage, fand das Christenthum nicht unwürdig seines Genie's).

Polyeuct.

. . . .

Ist es schon ein erhabenes Schicksal, für seinen Fürsten zu sterben, was muß der Tod für seinen Gott seyn!

Paulina.

Welch ein Gott?

Polyeuct.

Recht Paulina, er hört deine Worte; es ist nicht ein Gott wie euere eitlen Götzen, fühllos und

*) Akt IV. Scene 3.

taub, ohnmächtig, verstümmelt, aus Holz oder Marmor oder Gold nach menschlichem Belieben geformt. Es ist der Gott der Christen, es ist der deinige und der meinige. Himmel und Erde erkennen keinen andern.

P a u l i n a.

Bet' ihn an im Geiste, und sprich nicht von ihm.

P o l y e u c t.

Wie, ich sollte zugleich Götzendiener und Christusbekenner seyn!

P a u l i n a.

Verstelle dich nur einen Augenblick, lasse Severus fortziehen, und gib der Güte meines Vaters Raum zur Handlung.

P o l y e u c t.

Die Güte meines Gottes ist meinem Herzen theurer. Er entreißt mich den Gefahren, welche mir drohen könnten. Ohne mir Raum zur Rückkehr zu gestatten, will seine Huld mich krönen, indem ich auf die Laufbahn trete. Mit dem ersten Hauche des Windes führt er mich in den Ha-

fen, und indem ich aus der Taufe steige, sendet er mich zum Tode. Könntest du begreifen, wie wenig dieß Leben werth ist, und welche unendlichen Freuden auf solch einen Tod folgen! . . . . Herr! Von deiner Güte muß ich es erlangen, denn sie besitzt zu viele Tugenden, um nicht Christin zu seyn! Mit zu vielem Verdienste hat es dir gefallen sie auszustatten, um dich nicht zu erkennen und dich nicht zu lieben, sondern fortzuleben als unglückliche Sklavin in den Höllenbanden, und unter ihrem traurigen Joche zu sterben, wie sie darinnen geboren ward.

Paulina.

Was sagst du, Unglücklicher! Was wagest du zu hoffen?

Polyeuct.

Was mit allem meinem Blute ich zu erkaufen wünschte.

Paulina.

Ha! viel eher soll . . . .

Polyeuct.

Vergebens ist jedes Widerstreben. Dieser Gott rührt die Herzen, wenn man es am wenigsten er-

wartet. Der glückliche Augenblick ist noch nicht gekommen, er kommt gewiß, doch der Zeitpunkt ist mir unbekannt.

Paulina.

Verlasse diesen Traum und liebe mich. . . .

Polyeuct.

Ich liebe dich viel weniger als meinen Gott, doch viel mehr als mich selbst.

Paulina.

Im Namen dieser Liebe verlasse mich nicht.

Polyeuct.

Im Namen dieser Liebe folge meinen Schritten.

Paulina.

Wenig scheint es dir mich zu verlassen; du willst mich also verführen.

Polyeuct.

Wenig ist es zum Himmel hin zu wallen, ich will dein Führer seyn.

Paulina.

Einbildungen!

Polyeuct.

Himmlische Wahrheiten!

Paulina.

Seltsame Verblendung!

Polyeuct.

Ewige Klarheit!

Paulina.

Du erwählst den Tod statt der Liebe Paulina's!

Polieuct.

Du erwählest die Welt statt der Güte der Gottheit!

Dieß sind die bewunderungswürdigen Gespräche in der Manier Corneille's, wo die Freiheit der Antworten, das Hinreissende der Wendungen und die Höhe der Gefühle stets unfehlbar den Zuschauer entzücken. Wie erhaben ist Polyeuct in dieser Scene! Welche Größe der Seele, welche himmlische Begeisterung, welche Würde! Die Erhabenheit und die Würde des christlichen Charakters zeigt sich in den kleinsten Wendungen im Gespräche mit der Tochter des Felix; in ihnen liegt eine ganze Welt zwischen dem Blutzeugen Polyeuct und der Heidin Paulina.

Endlich entwickelte Corneille die ganze Macht der christlichen Leidenschaft in dem Gespräche, wel-

ches Voltaire bewunderungswürdig und stets bewundert nennt. Felix fordert den Polyeuct auf, den falschen Göttern zu opfern; Polyeuct verweigert es.

Felix.

Endlich weicht meine Güte meinem gerechten Zorne. Bete die Götter an, oder stirb.

Polyeuct.

Ich bin Christ.

Felix.

Gottloser! Bete die Götter an, sage ich, oder entsage dem Leben.

Polyeuct.

Ich bin Christ.

Felix.

Du bist es? O Herz voll Verstockung! Soldaten, vollstreckt den gegebenen Befehl!

Paulina.

Wohin führt ihr ihn?

Felix.

Zum Tode.

Zum Ruhme. *)

Dieses zweimal wiederholte: Ich bin Christ: steht eben so hoch als die erhabensten Worte der Horatier. Corneille, welcher so vollständig das Erhabene durchschaute, fühlte wohl, daß die Liebe für die Religion sich zum höchsten Grade der Begeisterung erheben könnte, denn der Christ liebt Gott als die vollkommenste Schönheit, und den Himmel wie sein eigentliches Vaterland.

Nun versuche man einmal einem Götzendiener etwas von der Stimmung Polyeuct's zu geben. Wird er für eine unkeusche Göttin in Leidenschaft entbrennen, oder für einen abscheulichen Gott dem Tode sich weihen? Die Religionen, welche die Gemüther begeistern, nahen sich mehr oder minder dem Glaubenssatze von der Einheit Gottes; sonst theilen sich Herz und Geist unter eine Vielheit von Gottheiten, ohne die einen oder die andern kräftig zu lieben. Ueberdem kann es nur eine dauerhafte Liebe geben für die Tugend; die herrschende Leidenschaft des Menschen bleibt ewig die Wahrheit; wenn er den Irrthum liebt, so geschieht es nur, weil der Irrthum im Augenblicke des Glau-

---

*) Akt V. Scene 3.

bens ihm als eine Wahrheit erscheint. Wir lieben die Lüge nicht, obwohl wir beständig darein fallen; diese Schwäche entspringt aus der ursprünglichen Entwürdigung. Wir haben die Macht verloren, obwohl wir noch das Verlangen bewahren; unser Herz sucht noch das Licht, welches unsere Augen nicht mehr zu ertragen vermögen. Die Christusreligion, welche durch die Verdienste des Menschensohnes die glänzenden Bahnen wiedereröffnete, die der Tod mit seinen Schatten bedeckt hatte, führte uns wieder zu unserer ursprünglichen Liebe zurück. Als Erbe der Segnungen Jakob's strebt der Christ nach jenem himmlischen Sion, zu welchem seine Seufzer emporsteigen. Dieß ist die Leidenschaft, welche unsere Dichter nach dem Beispiele Corneille's besingen können. Sie ist eine Quelle von Schönheiten, welche das Alterthum nicht kannte, und welche Sophokles und Euripides gewiß nicht vernachläßigt haben würden.

Neunter Abschnitt.

Das Unbestimmte der Leidenschaften.

Noch haben wir von einem Zustande der Seele zu sprechen, welcher nach unserer Meinung noch

nicht hinlänglich beobachtet ist. Er geht der Entwickelung der Leidenschaften voran, wenn nämlich unsere Fähigkeiten, jung, thätig, ganz, aber verschlossen, sich bloß an sich selbst versuchten, ohne Zweck und ohne Gegenstand. Je weiter die Völker in der Civilisation fortschreiten, desto mehr vergrößert sich dieser Zustand vom Unbestimmten der Leidenschaften. Denn es ereignet sich eine sehr traurige Erscheinung; die große Zahl der Beispiele, welche man vor Augen hat, und die Menge von Büchern, welche den Menschen und seine Gefühle schildern, machen geschickt ohne Erfahrung. Man ist enttäuscht, ohne genossen zu haben; es bleiben die Neigungen ohne die Täuschung. Die Einbildungskraft ist reich, überströmend und wunderbar; das Daseyn ist arm, trocken und entzaubert. Man bewohnt mit einem vollen Herzen eine öde Welt; und ohne etwas genossen zu haben, hat man von Allem einen Eckel.

Die Bitterkeit, welche dieser Zustand der Seele über das Leben verbreitet, ist unglaublich; das Herz wendet und beugt sich auf hundert Weisen, um Kräfte anzuwenden, welche ihm unnütz scheinen. Die Alten kannten wenig diese geheime Unruhe, die Schärfe der Leidenschaften, welche erstickt unter einander gähren. Ein großes bürgerliches Daseyn, die Spiele des Gymnasium's und des Marsfeldes, die Geschäfte des Forum's

und des öffentlichen Platzes erfüllten ihre Augenblicke, und ließen der Sehnsucht ihres Herzens keinen Platz.

Andererseits waren sie nicht geneigt zu Uebertreibungen, zu Hoffnungen, zu Besorgnissen ohne Gegenstand, zu der Beweglichkeit der Vorstellungen und der Gefühle, zu der immerwährenden Unbeständigkeit, welche im Grunde nur ein beständiger Ueberdruß ist; alle diese Gemüthsstimmungen bekommen wir in der Gesellschaft der Frauen. Die Frauen wirken unabhängig von der unmittelbaren Leidenschaft, welche sie bei den neuen Völkern erregen, auch auf die übrigen Gefühle. Sie haben in ihrem Daseyn ein gewisses Hingeben, welches sie auch auf uns übertragen; sie machen unsern Manneskarakter unentschiedener; unsere Leidenschaften, verweichlicht durch die Mischung mit den ihrigen, empfangen zugleich etwas Ungewisses und Zärtliches!

Endlich erweiterten die Griechen und Römer ihre Blicke nicht über das Leben hinaus; sie vermutheten dort keine vollkommnern Freuden als diejenigen, welche diese Welt uns gibt; sie waren also nicht wie wir zu den Betrachtungen und zu der Sehnsucht durch das Eigenthümliche ihres Gottesdienstes hingezogen. Gebildet für unser Elend und für unsere Bedürfnisse bietet die Christusreligion uns ununterbrochen das doppelte Gemälde

der irdischen Leiden und der himmlischen Wonne; dadurch entsteht in dem Herzen ein Quell von gegenwärtigen Uebeln und entfernten Hoffnungen, aus welchem unerschöpfliche Träumereien fließen. Der Christ betrachtet sich stets wie einen Wandersmann, welcher hienieden ein Thal von Thränen durchzieht, und welcher nur in dem Grabe ausruht. Die Welt ist nicht der Gegenstand seiner Wünsche, denn er weiß, daß der Mensch nur wenige Tage lebt, und daß dieser Gegenstand ihm schnell entflöhe.

Die Verfolgungen, welche die ersten Gläubigen erlitten, vermehrten in ihnen den Ueberdruß der Angelegenheiten des Lebens. Der Einfall der Barbaren steigerte dieß aufs Höchste; der menschliche Geist empfieng dadurch einen Eindruck von Trauer, und vielleicht sogar einen Zug von Menschenhaß, welcher sich nie mehr ganz verlor. Von allen Seiten erhoben sich Klöster; dahin zogen Unglückliche, welche die Welt täuschte; dahin begaben sich Seelen, welche lieber gewisse Gefühle des Lebens entbehren, als sich der Gefahr eines grausamen Verrathes aussetzen wollten. Aber in unsern Tagen, wo die Klöster oder die dahin leitende Tugend den glühenden Seelen mangelte, fanden sie sich wie Fremdlinge mitten unter den Menschen. Ueberdrüßig ihres Jahrhunderts, erschreckt durch ihre Religion, verblieben sie in der

Welt, ohne sich der Welt hinzugeben. So wurden sie ein Raub von tausend Hirngespinsten. So entstand jene sündhafte Schwermuth, welche sich inmitten der Leidenschaften erzeugt, wenn diese Leidenschaften ohne Gegenstand in einem einsamen Herzen sich selbst aufreiben. *)

---

*) Hier befand sich die Episode von René, welche das vierte Buch des zweiten Haupttheiles vom Genius des Christenthums bildete. Diese Episode ist nun mit Atala und den Abenceragen abgesondert zusammengestellt.

Zweiter Haupttheil.

Poetik des Christenthums.

Viertes Buch.

Von dem Wunderbaren, oder von der Dichtkunst in den Beziehungen auf die übernatürlichen Wesen.

Erster Abschnitt.

Die Mythologie verkleinerte die Natur. Die Alten besaßen eigentlich die sogenannte beschreibende Poesie nicht.

Wir zeigten in den vorhergehenden Büchern, daß das Christenthum durch Verbindung mit den Leidenschaften der Seele die dramatischen Triebfedern vervielfältigte. Noch einmal, die Vielgötterei beschäftigte sich nicht mit den Lastern und den Tugenden; sie trennte sich gänzlich von der Sittenlehre. Dieß ist das ungeheure Gebiet, welches dem Christen-

thume, aber nicht dem Götzendienste gehörte. Nun wenden wir uns zu dem **Wunderbaren**, vielleicht übertrifft an Schönheit das Christenthum sogar die Mythologie.

Wir haben hiebei eines der ältesten Vorurtheile der Schule zu bekämpfen. Die Aussprüche der ausgezeichnetsten Männer sind gegen uns. Mehr als zwanzig Verse aus der Art poetique kann man wider unsere Behauptung anführen:

Et quel objet enfin à présenter aux yeux, etc.
C'est donc bien vainement que nos auteurs déçus, etc.

Demungeachtet kann man wirklich behaupten, daß die so gerühmte Mythologie, weit entfernt die Natur zu verschönern, die wahren Reitze derselben zerstöre. Wir glauben sogar, daß mehrere ausgezeichnete Gelehrte heut zu Tage dieser Meinung seyen.

Der größte und wesentlichste Fehler der Mythologie bestand darin, daß sie die Natur verkleinerte und die Wahrheit daraus verbannte. Ein unläugbarer Beweis dieser Thatsache liegt darin, daß diejenige Dichtungsart, welche wir die **beschreibende** nennen, dem Alterthume unbekannt blieb. *) Sogar diejenigen Dichter, welche wie Hesiod, Theokrit und Virgil die Natur besangen, lieferten von der-

*) Es ist nöthig, den Begriff der beschreibenden Dichtung genau zu bestimmen.

selben keine Beschreibung in demjenigen Sinne, welchen wir mit diesem Worte verbinden. Sie hinterließen uns allerdings bewunderswürdige Gemälde von den Arbeiten, den Sitten und dem Glücke des ländlichen Lebens; aber von jenen Gemälden der Gefilde, der Jahreszeiten und der Veränderungen am Himmel, welche die neue Muse bereicherten, findet man kaum einige Züge in ihren Schriften.

In der That sind diese wenigen Züge vortrefflich, wie das Ganze ihrer Werke. Wenn Homer die Grotte des Cyklopen beschreibt, schmückt er sie nicht mit Jasmin und Rosen; er pflanzt dahin wie Theokrit Lorberbäume und langgestreckte Fichten. In dem Garten des Alkinoos läßt er Quellen rieseln und nützliche Bäume blühen; er spricht übrigens von dem Hügel, welchen die Winde schlagen und die Feigenbäume bedecken; er schildert den Rauch von Circen's Pallästen, welcher sich über einen Wald von Eichen erhebt.

Virgil brachte die nämliche Wahrheit in seine Gemälde. Er giebt der Fichte den Beinamen die harmonische, weil die Fichte in der That bei einer leichten Erschütterung eine Art sanften Geräusches von sich giebt. Die Wolken werden in den Georgika's mit Flocken von Wolle verglichen, welche der Wind fortrollt. Die Schwalben in der Aeneis plaudern unter der Schilfhütte des Königs

Evander, oder streifen in den Säulengängen der Palläste. Horaz, Tibull, Properz, Ovid zeichneten ebenfalls einige Ansichten der Natur; aber es ist nur ein Gebüsch, welches Morpheus begünstigt, oder ein Thal, worin Cythere lustwandelt, oder ein Quell, in welchem Bacchus an dem Busen der Najaden ruht.

Der philosophische Zeitraum des Alterthums änderte nichts an dieser Art. Der Olymp, an welchen man nicht mehr glaubte, floh zu den Dichtern; diese beschützten nun die Götter, von welchen sie früher waren beschützt worden. Statius und Silius Italicus giengen nicht weiter, als Homer in der beschreibenden Dichtung. Lucan allein machte einige Fortschritte in dieser Art; man findet in seinen Pharsalien das Gemälde eines Waldes und einer Einöde, welches an die neuere Farbengebung erinnert. Allerdings ist diese Beschreibung voll Schwulst und üblem Geschmacke; aber es handelt sich hier nur von der Art, nicht von der Ausführung des Werkes.

Auch die Naturkundigen waren eben so nüchtern wie die Dichter; sie machten ungefähr den nämlichen Fortschritt. So beschäftigten sich Plinius und Columella, welche die letzten kamen, mehr mit der Beschreibung der Natur als Aristoteles. Einige schöne Gemälde bemerkt man bei den Geschichtschreibern und bei den Weltweisen, bei Xenophon, Taci-

tus, Plutarchos, Platon und Plinius dem Jüngern. Man betrachte bei Xenophon den Rückzug der Zehntausend und die Abhandlung von der Jagd; bei Tacitus die Beschreibung des verlassenen Lagers, wo Varus mit seinen Legionen niedergemetzelt wurde; in Plutarchos das Leben des Brutus und des Pompejus; in Platon den Anfang des Gesprächs von den Gesetzen; in Plinius die Beschreibung seines Gartens.

Man kann nicht voraussetzen, daß Menschen welche so feinfühlend wie die Alten waren, die Augen zur Anschauung und die Geisteskraft zur Malerei der Natur entbehrten, wenn nicht irgend eine mächtige Gewalt sie verblendet hätte. Aber diese Gewalt lag in der Mythologie, welche das Weltall mit reizenden Luftbildern erfüllend, der Schöpfung ihren Ernst, ihre Größe und ihre Einsamkeit benahm. Das Christenthum mußte kommen, um dieses Volk von Faunen, von Satyren, von Nymphen zu verjagen, den Grotten ihr Schweigen, den Gebüschen ihre Träumerei wieder zu geben. Die Einöden erhielten in unserm Cultus einen trübern, unbestimmtern, erhabneren Charakter; der Dom der Wälder erhöhte sich; die Flüsse zerbrachen ihre kleinen Urnen, um hinfort die Wasser des Abgrunds nur von der Höhe der Gebirge herabzugießen. Der wahre Gott trat in seine Werke zurück, und verlieh seine Unermeßlichkeit der Natur.

Das Schauspiel des Weltalls konnte die Griechen und die Römer nicht zu jener Bewegung erheben, wozu es unsere Seele steigert. Statt der untergehenden Sonne, deren verlängerter Strahl jetzt einen Wald beleuchtet, jetzt eine goldene Tangente auf dem beweglichen Bogen der Meere bildet; statt jener Wechselfälle des Lichtes, welche uns jeden Morgen das Wunder der Schöpfung zeichnen, sahen die Alten überall nur eine gleichförmige Opernmaschine.

Verirrte sich der Dichter in den Thälern des Taigetes, am Gestade des Sperchios, auf dem von Orpheus geliebten Menallos, oder auf den Gefilden von Elora, so begegnete er hier trotz der Lieblichkeit dieser Benennungen nur Faunen, er hörte nur Dryaden. Priapus saß da auf einem Stumpfe vom Oelbaume, und Vertumnus hielt mit den Zephyren die ewigen Tänze. Sylphen und Najaden können die Einbildungskraft angenehm beschäftigen, nur müssen sie sich nicht immer und immer wiederholen. «Wir wollen keineswegs den Tritonen das Reich der Gewässer entreissen, dem Pan seine Flöte, den Parzen ihre Scheere rauben.» Aber was legt alles dieß in die Tiefe der Seele? Was entspringt daraus für das Herz? Welche Frucht zieht davon der Gedanke? Ha! wie viel glücklicher ist der christliche Dichter in der Einsamkeit! Befreit von jener Schaar lächerlicher Götzen, welche von allen Seiten

sie beengten, erfüllten sich nun die Wälder mit einer unermeßlichen Gottheit. Die Gabe der Wahrsagung und der Weisheit, das Mysterium und die Religion scheinen ewig in ihren heiligen Tiefen zu hausen.

Man dringe in die amerikanischen Waldungen, welche so alt sind wie die Welt. Welches tiefe Schweigen, wenn die Winde ruhen! Welche unbekannten Stimmen, wenn die Winde sich erheben! Bleibt man unbeweglich, so ist Alles stumm; macht man einen Schritt, so seufzet Alles. Die Nacht naht, die Schatten verdicken sich; man hört Schaaren wilder Thiere durch die Finsternisse ziehen; die Erde murmelt unter dem Schritte des Menschen; einige Donnerschläge machen die Einöden widerhallen; der Wald bewegt sich, die Bäume stürzen, ein unbekannter Strom rauscht. Endlich erhebt sich der Mond gegen Morgen; in eben dem Maße als man am Fuße der Bäume vorüberwandelt, scheint er über den Wipfeln derselben fortzuziehn, und düster unsern Augen zu folgen. Der Wanderer setzt sich auf den Stumpf einer Eiche, um den Tag zu erwarten; er betrachtet wechselweise das Gestirn der Nächte, die Finsternisse, den Strom; er fühlt sich unruhig, bewegt, und in Erwartung irgend eines unbekannten Ereignisses; ein unaussprechliches Entzücken, eine außerordentliche Furcht machen seinen Busen erbeben, als sollte er zuge-

lassen werden zu irgend einem Geheimnisse der Gottheit. Er steht allein in dem Dickicht der Waldungen, aber der Geist des Menschen bevölkert leicht die Räume der Natur; alle Einöden der Erde sind weniger umfassend, als ein einziger Gedanke seines Herzens.

Ja! sogar dann, wenn der Mensch die Gottheit läugnete, erschiene das denkende Wesen ohne Gefolge und ohne Zuschauer noch viel erhabener inmitten der einsamen Welten, als wenn die kleinen Götzen der Fabel es umringen; die leere Wüste hätte noch einige Uebereinstimmung mit der Ausdehnung seiner Ideen, mit dem Trübsinn seiner Leidenschaften und mit dem Eckel vor einem Leben ohne Täuschung und ohne Hoffnung.

Es liegt in dem Menschen ein Naturtrieb, welcher ihn mit den Scenen der Natur in Verbindung setzt. Ha! Wer verbrachte nicht ganze Stunden, um sitzend an dem Gestade eines Stromes den fortrollenden Wellen nachzuschauen! Wer blickte nicht am Gestade des Meeres mit Vergnügen auf die entfernte schaumbedeckte Klippe! Man muß die Alten beklagen, welche in dem Ozean nur den Pallast des Neptun und die Grotte des Proteus sahen; es war hart, daß sie nur die Begebenheiten der Tritonen und der Nereiden in dieser Unermeßlichkeit der Meere erblickten, welche uns einigermaßen den Maaßstab von der Größe unserer Seele zu geben

scheint; von jener Unermeßlichkeit nämlich, welche in uns ein unbestimmtes Verlangen das Leben zu verlassen erzeugt, um die Natur zu umfangen und uns mit ihrem Urheber zu verbinden.

Zweiter Abschnitt.

Von der Allegorie.

Aber wie, wird man sagen, gäbe es also nichts Schönes in den antiken Allegorien? Hier muß man unterscheiden.

Die sittliche Allegorie, wie jene der Gebete bei Homer, bleibt schön zu jeder Zeit, in jedem Lande, in jeder Kirche; das Christenthum verbannte sie nicht. Wir können, so oft wir wollen, an den Fuß vom Throne des höchsten Schiedsrichters die beiden Tonnen des Guten und des Bösen hinstellen. Uns bleibt noch der Vortheil, daß unser Gott nicht nach Unrecht oder Zufall handeln wird, wie Jupiter; er wird die Fluthen des Unglücks über die Häupter der Sterblichen ausgießen, nicht nach Laune, sondern für einen Zweck, welcher ihm allein bekannt ist. Wir wissen, daß unser Glück hienieden sich unterordnet einem allgemeinen Glücke in einer Kette von Wesen und Welten, welche sich unserem Blicke entziehen. Der Mensch, in Ueber-

einstimmung mit den **Himmelskörpern**, wandelt gleichen Schrittes mit **ihnen** zur Erfüllung einer Umwälzung, welche **Gott in** seiner Ewigkeit verbirgt.

Aber wenn die **moralische** Allegorie stets für uns besteht, ist dieß **nicht** der Fall bei der **physischen** Allegorie. Daß Juno die **Luft** und Jupiter der **Aether**, also **beide** Bruder und Schwester, auch Gatte und **Gattin** seyen, wo liegt hier der Reiz der Personifikation? Noch mehr; diese Art Allegorie streitet wider die Grundsätze des Geschmackes und sogar wider die gesunde Logik.

Man muß stets **nur** eine **Eigenschaft** oder eine **Beschaffenheit** eines Wesens personifiziren, niemals aber **dieses Wesen selbst**; sonst erhalten wir keine wahre Personification, sondern blos eine Veränderung des Namens für den Gegenstand. Ich kann einem Steine die Rede verleihen; aber was gewänne ich, wenn ich diesen Stein mit einem allegorischen Namen benennte? Aber die Seele, deren Natur im Leben besteht, besitzt wesentlich das Vermögen der Hervorbringung; so kann man eines ihrer Laster, eine ihrer Tugenden entweder als ihren **Sohn** oder als ihre **Tochter** betrachten, denn sie hat dieselben wirklich erzeugt. Diese Leidenschaft, thätig wie ihre Mutter, kann ihrerseits wachsen, sich entwickeln, Züge annehmen, ein selbstständiges Wesen werden. Aber der **physische Gegenstand**, leidend nach seiner Wesenheit, ist

weder empfänglich für Lust noch Schmerz, hat weder Ereignisse noch Leidenschaften; und diese Ereignisse, eben so todt wie er selbst, bieten nichts zur Belebung. Wollte man etwa aus der Härte des Kiesels, oder aus dem Safte der Eiche ein allegorisches Wesen machen? Man bemerke, daß der Geist sich eher befriedigt mit der Schöpfung der Dryaden, der Najaden, der Zephyre, der Echo's, als mit der Schöpfung der Nymphen, welche in stummen und unbeweglichen Gegenständen leben; dieß kommt daher, weil in den Bäumen, in dem Wasser und in der Luft eine Bewegung und ein Geräusch sich befindet, welche den Gedanken des Lebens anregen, und folglich eine Allegorie wie die Bewegung der Seele darbieten können. Uebrigens gehört diese Art der kleinlichten materiellen Allegorie, obschon sie weniger fehlerhaft als die große physische Allegorie erscheint, zu einer mittelmäßigen, frostigen und unvollständigen Gattung; sie gleicht höchstens den Feen der Araber und den Genien der Orientalen.

Jene unbekannten Götter, welche nach den Alten in öden Wäldern und wilden Gegenden sich befanden, bewirkten allerdings ein schönes Gefühl; aber sie gehörten nicht zum mythologischen Systeme; der menschliche Geist fiel hier in die natürliche Religion zurück. Das, was der zitternde Wanderer beim Gange durch diese Einöden anbetete, war

etwas Unbekanntes, etwas Namenloses, was er die Gottheit des Ortes nannte; bisweilen gab er ihm den Namen Pan, und Pan heißt der allgemeine Gott. Diese großen Erschütterungen, welche die wilde Natur hervorbringt, hören niemals auf, und die Wälder bewahren noch für uns ihre Furcht erregende Gottheit.

Die physische Allegorie oder die Götter der Fabel zerstörten die Schönheiten der Natur so sehr, daß die Alten keine wahren Landschaftmaler hatten aus dem nämlichen Grunde, aus welchem sie keine beschreibende Poesie besaßen. Bei den andern abgöttischen Völkern, welche das mythologische System nicht kannten, erschien jene Poesie mehr oder weniger; dieß beweisen die Gedichte in Sanskrit, die Erzählungen der Araber, die Edda, die Gesänge der Neger und der Wilden. *) Da aber die ungläubigen Völker ihre falsche Religion, (folglich auch ihren schlechten Geschmack) mit ihren Werken vermischten, so erschien nur durch das Christenthum in dem Gemälde der Natur die Wahrheit.

*) Diese Behauptungen über die beschreibende Dichtkunst, so wie über die Landschaftmaler der Alten, verdienen eine eigene Beleuchtung.

Dritter Abschnitt.

Geschichtlicher Abriß von der beschreibenden Dichtung bei den Neuern.

Kaum hatten die Apostel begonnen, das Evangelium der Welt zu verkünden, als auch die beschreibende Poesie entsprang. Alles erschien in der Wahrheit vor demjenigen, welcher den Platz der Wahrheit auf der Erde erfüllet, nach dem Ausdrucke des heiligen Augustinus. Die Natur hörte auf durch das lügnerische Organ der Götzen zu sprechen; man erkannte ihre Zwecke und erfuhr, daß sie geschaffen worden zuerst für Gott, dann aber für den Menschen. In der That verkündete sie stets nur zwei Dinge, Gottes Verherrlichung durch seine Werke, und des Menschen Bedürfnisse in ihrer Befriedigung.

Diese Entdeckung veränderte die ganze Gestalt der Schöpfung. Durch ihren geistigen Theil, das ist, durch diesen Gedanken an Gott, welchen die Natur auf allen Seiten ausspricht, erhielt die Seele einen Ueberfluß an Nahrung; und durch den leiblichen Theil der Welt vernahm der Körper, daß Alles für ihn gebildet worden. Die eitlen Bedürfnisse, welche an unfühlbare Wesen sich knüpften, verschwanden; die Felsen besaßen ein innigeres Leben, die Eichen gaben gewissere Göttersprüche, die

Winde und Wogen erhoben rührendere Töne, als der Mensch in seinem eigenen Herzen das Leben, die Göttersprüche und die Töne der Natur aufgefunden.

Bis zu diesem Augenblicke erschien die Einöde als ein Schreckniß; aber die Christen fanden in ihr tausend Reize. Die Anachoreten schrieben von der Anmuth des Felsen und von der Wonne der Betrachtung; dieß war der erste Schritt zu der beschreibenden Dichtkunst. Die Ordensleute, welche das Leben von den Vätern der Einöde kund machten, mußten ihrerseits das Gemälde jener Zufluchtstätten geben, wo die erhabenen Unbekannten ihren Ruhm verborgen hatten. Man findet noch in den Werken des heiligen Hieronymus und des heiligen Athanasius *) Beschreibungen von der Natur, welche von ihrer Gabe der Beobachtung und von ihrer Kunst anziehender Malerei zeugen.

Diese neue Art, welche das Christenthum in die Literatur einführte, entwickelte sich schnell. Sie verbreitete sich auch in den geschichtlichen Styl; man bemerkt sie in der Sammlung der sogenannten Byzantiner, vorzüglich in den Geschichten des Prokopius. Sie verbreitete sich sogar, freilich in einem verdorbenen Zustande, unter den griechischen

---

*) Hieron. in Vit. Paul. Sanct. Athan. in Vit. Anton.

Romantikern des morgenländischen Kaiserthums und bei einigen lateinischen Dichtern im Abendlande (Boethius u. a.)

Als Konstantinopel unter das Joch der Türken fiel, bildete sich in Italien eine neue beschreibende Dichtung; sie entsprang aus den Trümmern des Geistes der Mauren, Griechen und Italiener. Petrarka, Ariosto und Tasso erhoben sie zu einem hohen Grade von Vollkommenheit. Aber dieser Beschreibung mangelt die Wahrheit. Sie besteht in einigen Beiworten, welche sich ohne Unterlaß wiederholten, und stets auf die nämliche Weise sich anwandten. Man konnte nicht herauskommeu aus dem dicht-belaubten Gehölze, aus der kühlenden Höhle, aus den Ufern der silberhellen Quelle. Alles erfüllte sich mit Gebüschen von Orangen, mit Lauben von Jasmin, mit Hecken von Rosen.

Flora erschien stets mit ihrem Korbe, und die unermüdeten Zephyre fehlten nie in ihrer Begleitung; aber sie fanden in den Wäldern weder die Najaden noch die Faunen, und hätten sie die Feen und Riesen der Mauren nicht angetroffen, so liefen sie Gefahr, sich in jener unendlichen Einsamkeit der christlichen Natur zu verlieren. Wenn der Menschengeist einen Schritt macht, muß Alles um ihn her weiter schreiten; Alles verändert sich mit seinen Lichtern oder seinen Schatten; so können

wir jetzt kaum mehr die kleinen Gottheiten zulassen, jetzt, da wir nur noch die großen Räume sehen. Man mag die Geliebte Tithon's auf einen Wagen stellen, und sie mit Blumen und Thau bedecken; sie wird stets unverhältnißmäßig erscheinen, wenn sie ihr schwächliches Licht in jene ungeheuern Himmelsräume ergießet, welche das Christenthum auseinander rollte. Sie lasse also die Sorge, die Welt zu erleuchten, Demjenigen, welcher sie in's Daseyn rief.

Diese beschreibende Dichtkunst gieng aus Italien nach Frankreich; sie wurde günstig aufgenommen von Ronsard, Lemoine, Coras, Saint-Amant, und unsern alten Romanzensängern. Aber die großen Schriftsteller des Jahrhunderts, Ludwig's XIV., überdrüssig der Gemälde, worin sie keine Wahrheit fanden, verbannten dieselben aus ihrer Prosa und aus ihren Versen. Es gehört zu den unterscheidenden Charakteren ihrer Werke, daß man darin fast keine Spur desjenigen findet, was wir beschreibende Dichtung nennen. *)

---

*) Eine Ausnahme machen Fenelon, La Fontaine und Chaulieu. Racine, der Sohn, eigentlich Stifter jener neuen poetischen Schule, worin Delille sich auszeichnete, kann auch als Begründer der beschreibenden Dichtung in Frankreich angesehen werden.

Zurückgestoßen in Frankreich floh die Muse der Gefilde nach England, wo Spencer, Waller und Milton sie schon bekannt gemacht hatten. Hier verlor sie allmählig ihre gezwungenen Formen, aber sie verfiel in einen andern Fehler. Nur die wahre Natur malend, wollte sie Alles malen, und überlud ihre Gemälde mit kleinlichten Gegenständen oder seltsamen Nebendingen. Sogar Thomson, welcher die drei andern so sehr überragt, mischte in den Gesang des Winters Beschreibungen von ungeheurer Breite. Dieß war die zweite Epoche der beschreibenden Dichtung.

Sie kam aus England nach Frankreich zurück mit den Werken von Pope und von dem Sänger der Jahreszeiten. Sie hatte Mühe Platz zu finden, denn sie ward von der alten italischen Gattung bekämpft, welche Dorat und einige Andere ins Leben riefen; dennoch siegte sie, Delille und Saint-Lampert waren die Männer, welchen sie den Sieg verdankte. Sie vervollkommnete sich durch die französische Muse, sie unterwarf sich den Regeln des Geschmackes und erreichte ihre dritte Epoche.

Wir müssen anerkennen, daß sie sich rein, obwohl unbekannt, erhielt in den Werken einiger Naturkundigen aus der Zeit Ludwigs XIV.; bei Tournefort zum Beispiel und dem Pater Dütertre. Dieser verband mit einer lebhaften Einbildungskraft ein zärtliches und träumerisches Gemüth; er braucht sogar

wie La Fontaine das Wort Melancholie in dem Sinne, wie wir es heut zu Tage anwenden. So entbehrte das Jahrhundert Ludwig's XIV. nicht gänzlich die wahre beschreibende Gattung, wie man anfänglich zu glauben versucht wäre; sie floh nur in die Briefe unserer Missionäre, und wir werden später schöne Beispiele derselben zeigen. Da fanden wir jene Art von Styl, welchen wir heutzutage für so neu halten.

Uebrigens können die Gemälde, welche in der Bibel zerstreut sind, doppelt beweisen, daß die beschreibende Dichtung bei uns aus dem Christenthum entsprang. Job, die Propheten, der Ekklesiastes und vorzüglich die Psalmen zeigen eine Reihe der vortrefflichsten Beschreibungen. Der Psalm Benedic anima mea ist ein Meisterstück dieser Art.

«Meine Seele preise den Herrn. Du Herr mein Gott, wie groß bist du in deinen Werken!

«Du verbreitest die Finsternisse und die Nacht liegt über der Erde. Dann wandeln die Thiere der Wälder in dem Schatten. Das Gebrülle der jungen Löwen ruft um Raub, und verlangt von Gott die Nahrung, welche er allen Thieren verhieß.

«Aber die Sonne erhebt sich, und die wilden Thiere haben sich zurückgezogen.

«Dann tritt hervor der Mensch zur Arbeit des Tages, und erfüllet sein Werk bis zum Abend.

«Wie weit ist das Meer, das seine ungeheuren Arme hinausstreckt in die Ferne! Thiere ohne Zahl bewegen sich in seinem Busen, die kleinsten mit den größten, und die Schiffe ziehen dahin über seine Wogen.»

Horaz und Pindar blieben weit hinter dieser Dichtung zurück.

Wir behaupteten also mit Recht, daß Bernardin de Saint-Pierre sein Talent, die Scenen der Einsamkeit zu malen, dem Christenthum verdankt. Er verdankt es ihm, denn unsere Glaubenssätze gaben durch Zerstörung der mythologischen Gottheiten den Einöden die Wahrheit und die Erhabenheit. Er verdankt es ihm, denn er fand in dem System des Moses das wahre System der Natur.

Hier erscheint ein neuer Vortheil für den christlichen Sänger; wenn seine Religion ihm eine einsame Natur anbietet, kann er auch eine bewohnte Natur empfangen. Es steht ihm frei, Engel aufzustellen als Wachen der Wälder, an die Wasserfälle des Abgrunds; er kann ihnen die Sonnen und die Welten zum Schutze übergeben. Dieß führt uns zu den übernatürlichen Wesen, oder zum Wunderbaren des Christenthums.

Vierter Abschnitt.

Ob die Gottheiten des Heidenthums in dichterischer Hinsicht die christ[illegible]lichen Gottheiten übertreffen.

Jede Sache hat zwei Seiten. Unpa[illegible]
Personen können uns sagen: « Man will [illegible]
geben, daß Christenthum biete in Rücksicht [illegible]
Menschen einen dramatischen Theil, wel[illegible]
Götterlehre fehlte; auch habe es die wahre [illegible]
bende Dichtung hervorgebracht. Dieß [illegible]
Vorzüge, welche wir anerkennen, und wel[illegible]
wisser Hinsicht ihre Grundsätze rechtfertig[illegible]
den Schönheiten der Fabel die Wage halte[illegible]
Aber jetzt müssen sie auch, wenn sie aufric[illegible]
eingestehen, daß die Gottheiten des Hei[illegible]
sobald sie unmittelbar und aus si[illegible]
wirken, viel mehr Poetisches und viel mehr [illegible]
sches bieten, als die christlichen Gottheite[illegible]

Man kann allerdings so urtheilen auf [illegible]
Anblick. Da die Götter der Alten unse[illegible]
und unsere Tugenden theilen; da sie, [illegible]
Körper besitzen, welche dem Schmerze un[illegible]
sind; da ihre Leidenschaften wie die unse[illegible]
erregen; da sie mit dem menschlichen G[illegible]
sich vermischen und hienieden eine sterbli[illegible]
kommenschaft hinterlassen; so erscheinen die [illegible]

nur wie eine Art höherer Menschen, welche man wie die übrigen Sterblichen handeln lassen kann. Man könnte also glauben, sie böten der Dichtung mehrere Hilfsmittel, als die unkörperlichen und leidenschaftlosen Gottheiten des Christenthums. Doch schärfer besehen zeigt sich, daß diese dramatische Ueberlegenheit auf sehr wenig hinausläuft.

Fürs Erste gab es in allen Religionen für den Dichter und den Weltweisen zwei Arten von Gottheiten. So ist das geistige Wesen, von welchem Tertullian und der heilige Augustin so schöne Gemälde entwarfen, keineswegs der Jeova des David oder Isai; beide übertreffen den Theos des Platon und den Zevs des Homer. Nach völliger Strenge muß man also läugnen, daß die poetischen Gottheiten der Christen alle Leidenschaften entbehren. Der Gott der Schrift bereut, wird eifersüchtig, liebt, haßt; sein Zorn steigt wie ein Sturmwind; der Sohn des Menschen fühlt Mitleid ob unsern Schmerzen; die Jungfrau, die Heiligen und die Engel rührt das Schauspiel unserer Leiden; im Allgemeinen erscheinen viel mehrere Menschen in dem Paradiese, als a f dem Olymp.

Es giebt also Leidenschaften bei unsern himmlischen Gewalten, und diese Leidenschaften besitzen den Vorzug über die Leidenschaften der Götter des Heidenthums, daß sie niemals mit sich die Vorstellung der Unordnung und des Uebe.s führen.

Allerdings gehört es zu den wunderbaren Dingen, daß das Gemälde des Zornes oder der Trauer im christlichen Himmel niemals in der Einbildungskraft des Lesers das Gefühl der Ruhe und der Freude zu zerstören vermag. So viel Heiliges und Gerechtes erscheint in der Gottheit, welche unsere Kirche darstellt.

Dieß ist noch nicht alles. Denn wollte man unbedingt den Gott der Christen in ein leidenschaftloses Wesen verwandeln, so fände man noch leidenschaftliche Gottheiten genug eben so dramatisch und eben so abscheulich wie jene der Alten. Die Hölle vereint alle Leidenschaften der Menschen. Unser theologisches System zeigt sich schöner, geregelter, gelehrter als die Fabellehre, welche Menschen, Götzen und Dämonen vermischte. Der Dichter findet in unserem Himmel vollkommene Wesen, welche gefühlvoll in glänzender Herrlichkeit von Liebe und Gewalt geordnet stehen; der Abgrund bewahrt seine leidenschaftlichen Götter, welche Macht zum Bösen besitzen, wie die mythologischen Götzen; die Menschen erfüllen den Mittelraum, indem sie durch ihre Tugenden zum Himmel, durch ihre Laster zur Hölle reichen; geliebt von den Engeln, gehaßt von den Dämonen, sind sie der unglückliche Gegenstand eines Krieges, welcher nur mit der Welt selbst endet. Diese Kräfte erscheinen großartig, und der Dichter darf sich nicht beklagen. Von den Handlungen

der christlichen Geisterwelt können wir ganz leicht darthun, daß sie an Weite und Stärke jene der mythologischen Götter weit übertreffen. Der Gott, welcher die Welten beherrscht, welcher das All und das Licht erschafft, welcher alle Zeiten umfaßt und begreift, welcher in den geheimsten Falten des Menschenherzens liest; dieser Gott — kann er verglichen werden mit einem Gott, welcher auf einem Wagen dahin fährt, welcher einen Goldpallast auf einem Gebirge bewohnet, und welcher nicht einmal die Zukunft klar sieht? Sogar der schwache Vortheil des Unterschiedes der Geschlechter und der sichtbaren Gestalt kommt unsern Gottheiten eben so wie jenen von Griechenland zu statten, denn wir haben heilige Mütter und Jungfrauen; und die Engel borgen in der Schrift oft die menschliche Form. Aber wie kann man eine Heilige, deren Geschichte bisweilen die Zierlichkeit und den Geschmack verletzt, einer Najade vorziehen, welche die Quellen eines Baches bewohnt? Man muß das irdische Leben von dem himmlischen Leben dieser Heiligen unterscheiden; auf der Erde war sie nur Frau; ihre Göttlichkeit beginnt erst mit ihrem Glücke in den Räumen des ewigen Lichtes. Auch muß man sich stets erinnern, daß die Najade die beschreibende Dichtung zerstörte, daß ein Bach, dargestellt in seinem natürlichen Laufe, an Lieblichkeit weit sein allegorisches Gemälde übertrifft, und daß wir

einerseits gewinnen, was wir andererseits zu verlieren scheinen.

Was man gegen die Engel Milton's in Rücksicht der Kämpfe anführt, muß man auch gegen die Götter Homer's anführen lassen; von der einen wie von der andern Seite erscheinen Gottheiten, für welche man nichts fürchten kann, weil sie unsterblich sind. Mars, welcher niedergeworfen mit seinem Leibe neun Morgen Land bedeckt, und Diana, welche der Venus Ohrfeigen giebt, sind eben so lächerlich, wie ein Engel, welcher entzweigehauen wie eine Schlange sich wieder anknüpft. Die übernatürlichen Gewalten können allerdings den Vorsitz führen bei den Schlachten der Epopee; aber es scheint uns, sie sollten nicht handgemein werden, außer in gewissen Fällen, über welche der reinste Geschmack entscheidet. Dieß erkannte schon der höher entwickelte Geist Virgil's vor mehr als achtzehnhundert Jahren.

Uebrigens läugnen wir, daß die christlichen Gottheiten in den Schlachten lächerlich seyen. Satan, welcher im irdischen Paradiese zum Kampfe gegen Michael sich bereitet, ist erhaben; der Gott der Heerschaaren, welcher in einer dunklen Wolke an der Spitze der gläubigen Legionen voranzieht, ist kein kleines Bild; das Schwert der Vernichtung, welches plötzlich vor den Augen des Gottlosen sich enthüllt, trifft mit Staunen und Entsetzen; die

heiligen Krieger des Himmels, welche die Grundlagen Jerusalem's untergraben, machen einen eben so großen Eindruck, wie die feindlichen Götter von Troja, welche den Pallast des Priamus belagern. Kurz, es giebt nichts Erhabeneres in Homer, als in Milton der Kampf Emanuel's gegen die bösen Engel, wenn er sie hinabstürzt in die Tiefe des Abgrunds, und der Sohn des Menschen seinen Blitzstrahl zur Hälfte zurückhält, aus Furcht sie zu vernichten.

Fünfter Abschnitt.

Charakter des wahren Gottes.

Es erregt Erstaunen, daß der Gott Jakob's auch der Gott des Evangeliums sei; daß der Gott, welcher den Blitzstrahl schleudert, auch als der Gott des Friedens und der Unschuld erscheine. «Er giebt den Blumen ihre liebliche Malerei; er läßt die Früchte wachsen und reifen; er vertheilt ihnen nach Maaß sowohl die Hitze der Tage, als die Frische der Nächte.»

Wir glauben keine Beweise geben zu dürfen, um zu zeigen, wie weit der Gott der Christen, poetisch genommen, den Jupiter des Alterthums

übertreffe. Nach dem Befehle des ersten wenden die Flüsse ihren Lauf um, der Himmel rollt sich auf wie ein Buch, die Meere öffnen sich, die Mauern der Städte stürzen ein, die Todten stehen auf, Strafgerichte kommen über die Völker. In ihm besteht das Erhabene durch sich selbst; man braucht keine Mühe, es zu suchen. Der Jupiter Homer's, welcher mit einem Zeichen seiner Augenbraunen den Himmel erschüttert, besitzt allerdings große Majestät, aber Jeova steigt hinab in das Chaos, und wenn er spricht: Fiat lux, muß der fabelhafte Sohn Saturn's versinken und in Nichts verschwinden.

Wenn Jupiter den übrigen Göttern eine Vorstellung seiner Gewalt geben will, droht er, sie alle an einer Kette aufzuhängen. Jeova braucht weder Kette, noch Versuch dieser Art. «Welche Hilfe bedürfte sein Arm? Was vermögen gegen ihn alle Könige der Erde? Vergebens verbänden sich alle zum Kriege gegen ihn. Um ihren Bund zu zerstören, braucht er nur sich zu zeigen. Er spricht, und in den Staub fallen alle zurück. Beim bloßen Klang seiner Stimme entflieht das Meer, der Himmel zittert. Wie das Nichts sieht er das Weltall. Und die schwachen Sterblichen, eitle Spiele des Todes, sind vor seinen Augen, als wären sie nicht.» (Racine Esther).

Achilles erscheint, um Patroklos zu rächen. Jupiter erklärt den Unsterblichen, daß sie sich in den Kampf mischen, und an der Schlacht Theil nehmen dürfen. Alsogleich erbebt der Olymp. «Der Vater der Götter und der Menschen läßt den Donner rollen. Neptun erhebt seine Wogen und erschüttert die ungeheure Erde. Der Ida zittert in seinen Grundfesten wie auf seinen Gipfeln; seine Quellen treten aus. Die Schiffe der Griechen, die Städt der Troer wanken auf dem wogenden Boden. Pluto erhebt sich vom Throne, er erblaßt, er ruft u. s. w.» (Hom. Ilias Buch XX. Vers. 56.)

Die Kritiker bezeichnen diese Stelle als die höchste Anstrengung des Erhabenen. Die griechischen Verse sind bewunderungswürdig; sie werden wechselweise der Blitzstrahl Jupiter's, der Dreizack Neptun's, das Geschrei Pluto's. Es scheint, man höre, wie die Höhlen des Ida wiederhallen vom Tosen der Donner:

Δεινὸν δ' ἐβρόντησε πατὴρ ἀνδρῶν τε θεῶν τε.

Diese R, und diese Anklänge von on, welche den Vers erfüllen, ahmen das Rollen des Donners nach, sie unterbrechen sich durch eine Art Schweigen, ῶν, τὲ, θε, ῶν, τὲ. So hören wir die Stimme des Himmels in einem Sturme dahinsterben und wieder ertönen, wechselnd in der

Tiefe der Wälder. Ein plötzliches und peinliches Schweigen, unbestimmte und phantastische Bilder folgen auf den Tumult der ersten Bewegung. Man fühlt nach dem Schreie Pluto's, daß man bis in die Region des Todes gekommen; die Ausdrücke Homer's entfärben sich; sie werden kalt, leise, düster, und eine Menge zischender S bildet das Gemurmel der unartikulirten Stimme der Schatten.

Wo werden wir das Seitenstück dazu finden? Hat die christliche Poesie Hilfsmittel genug, sich zu diesen Schönheiten zu erheben? Man urtheile! Es ist der Ewige, welcher sich selbst malt: «Sein Zorn erhob sich wie ein Sturmwind von Rauchwolken; sein Antlitz erschien wie die Flamme, und sein Grimm wie ein verzehrendes Feuer. Er hat die Himmel erniedrigt, er ist herabgestiegen, und die Wolken befanden sich unter seinen Füßen. Er nahm seinen Flug auf den Flügeln der Cherubine; er schwang sich über die Sturmwinde, die Wolken übereinander gethürmt bildeten rings um ihn ein Gezelt von Finsternissen; seines Antlitzes Glanz zerstreute sie, und ein Feuerregen entströmte ihrem Schooße. Der Herr donnerte in der Höhe der Himmel; der Allmächtige ließ seine Stimme vernehmen; seine Stimme erklang wie zerstörendes Sturmgebrause. Er schleuderte seine Pfeile und zerstreute meine Feinde; er verdoppelte seine Blitze, welche sie niederwarfen. Da enthüllten die Ge-

wässer ihre Quellen; die Grundfesten der Erde erschienen aufgedeckt, denn du hast sie bedroht, o Herr! und sie fühlten den Hauch deines Zornes.»

La Harpe sagt: Von diesem Erhabenen ist es eben so weit zu jedem andern Erhabenen, wie vom Geiste Gottes zum Geiste des Menschen. Man sieht hier den Entwurf des Großen in seinem Urgrunde; alles übrige ist nur ein Schatten, so wie die erschaffene Denkkraft nur ein schwacher Ausfluß der erschaffenden Denkkraft ist. So ist die Täuschung in all ihrer Schönheit bloß ein Schatten der Wahrheit, und all ihr Verdienst besteht in einer Grundlage der Aehnlichkeit.

Sechster Abschnitt.

Die Geister der Finsterniß.

Die Götter des Polytheism, welche fast gleiche Macht besaßen, waren ähnlich in den Empfindungen des Hasses und der Liebe. Wenn sie sich bisweilen feindlich gegen einander zeigten, so geschah es nur wegen der Srteitigkeiten der Sterblichen. Sie versöhnten sich bald wieder, wenn sie zusammen den Nektar tranken.

Das Christenthum hingegen, welches uns über die wahre Beschaffenheit der übernatürlichen Wesen belehrte, zeigte uns das Reich der Tugend ewig getrennt von dem Reiche des Lasters. Es enthüllte uns Geister der Finsterniß, welche ohne Unterlaß am Verderben des Menschengeschlechtes arbeiten; daneben erscheinen Geister des Lichtes, welche sich einzig mit den Mitteln der Errettung beschäftigen. Daraus entspringt ein ewiger Kampf, welchen die Einbildungskraft zu einer Menge von Schönheiten zu benützen vermag.

Dieses **Wunderbare** mit seinem großartigen Wesen bringt ein zweites von geringerer Art hervor, nämlich die Zauberei. Die Alten kannten diese, *) aber in unserm Cultus gewann sie als poetische Maschine mehr Gehalt und Ausdehnung. Stets muß man sie mit Nüchternheit anwenden, denn sie gehört nicht einem ganz reinen Geschmacke an. Ueberdieß entbehrt sie vorzüglich die Größe,

---

*) Die Zauberei der Alten schied sich dadurch von der unsrigen, daß sie durch die bloßen Kräfte der Pflanzen und der Zaubertränke geschah, während sie bei uns aus einer übernatürlichen Kraft entspringt, welche bisweilen gut, aber fast immer bös erscheint. Hier ist wohl nicht die Frage von dem historischen und philosophischen Theile der Magie, betrachtet als **Kunst der Magier**.

denn indem sie etwas von ihrer Gewalt den Menschen verleiht, theilen ihr diese etwas von ihrer Kleinheit mit.

Ein anderer unterscheidender Zug unserer übernatürlichen Wesen, besonders bei den höllischen Gewalten, besteht in der Ertheilung eines Charakters. Wir werden alsogleich vernehmen, welchen Gebrauch Milton von dem Charakter des Hochmuths machte, da ihn das Christenthum den Fürsten der Finsternisse beilegt. Da der Dichter überdem einen Engel des Bösen jedem Laster zugeben konnte, so stand ein ganzer Schwarm höllischer Gottheiten ihm zu Gebote. So bekam er die wahre Allegorie ohne die damit verbundene Trockenheit; denn diese verworfenen Geister waren in der That wirkliche Wesen, gerade so, wie die Religion sie zu glauben uns gestattet.

Aber wenn die Dämonen so sehr durch die Laster der Menschen sich vervielfältigen, können sie auch den Vorsitz führen bei den schrecklichen Ereignissen der Natur. Alles, was verbrecherisch und ungeregelt in der psychischen Welt sowohl als in der physischen Welt erscheint, gehört ganz in ihr Gebiet. Nur dieß muß man sorgfältig beachten, daß sie bei der Vermischung mit den Erdbeben, mit den feuerspeienden Bergen, oder mit den Erscheinungen in einem Walde stets einen majestätischen Charakter beibehalten. Ein richti-

ger Geschmack muß den Dichter leiten, daß der Donner des Allmächtigen von dem eitlen Toben eines verworfenen Geistes sich unterscheide. Der Blitz darf sich nur in der Hand Gottes entzünden, ohne jemals in einem Sturme zu leuchten, welchen die Hölle erregt. Diese Hölle muß immer finster und Unheil drohend erscheinen, ihre Wolken seyen nicht roth vom Zorne, nicht getrieben vom Hauche der Gerechtigkeit; aber ihre Farben seien schwarzgelb, wie jene der Verzweiflung, und ihre Bewegungen geschehen einzig durch den unreinen Hauch des Hasses. Man muß in diesen Sturmgewittern eine Macht fühlen, welche einzig stark ist in der Zerstörung; man muß darin jenes Unzusammenhängende, jenes Ungeordnete, jene Art Kraftanstrengung des Bösen finden, welche etwas Unverhältnißmäßiges und Riesenhaftes wie das Chaos enthält, welchem es entsprang.

Siebenter Abschnitt.

Die Heiligen.

Die Dichter verstanden nicht, aus dem Wunderbaren des Christenthums allen Vortheil zu ziehen, welchen es den Musen gewähren könnte.

Man scherzt über die Heiligen und die Engel; hatten aber nicht auch die Alten ihre Halbgötter? Pythagoras, Platon und Sokrates empfehlen die Verehrung jener Menschen, welche sie Heroen nennen. «Ehre hoch die Heroen voll Güte und voll von Erkenntniß,» so spricht der erste in seinen goldenen Versen. Damit man aber über den Namen der Heroen sich nicht verirre, erklärt ihn Hierokles genau so, wie das Christenthum den Namen der Heiligen bestimmt. «Diese Heroen voll Güte und voll von Erkenntniß denken stets an ihren Schöpfer; sie sind überstrahlt von dem Lichte des Glückes, welches aus dem Genusse desselben über sie herabströmt» — ferner: Heros stammt von dem griechischen Worte, welches Liebe bedeutet, um zu bezeichnen, daß die Heroen, erfüllt von Liebe für Gott sich einzig bemühen, uns von diesem irdischen Leben in ein himmlisches Leben hinüber zu leiten, damit wir Bürger des Himmels werden. *) Die Kirchenväter nennen ihrerseits die Heiligen als Heroen; so bezeichnen sie die Taufe als das Priesterthum der Laien; es macht aus allen Christen Könige und Priester Gottes. **)

Gewiß erscheinen als Heroen jene Martyrer, welche die Leidenschaften ihrer Herzen bezähmend

*) Hierocl. Comm. in Pyth.

**) Hieron. Dial. c. Lucif.

und der Bosheit der Menschen entgegentretend, durch diese Anstrengungen verdienten, zur Höhe himmlischer Gewalten emporzusteigen. In der Vielgötterei zeigten sich die Sophisten bisweilen sittlicher, als die Religion ihres Vaterlandes; aber bei uns konnte niemals ein Philosoph, so weise er immer seyn mochte, sich höher stellen, als die christliche Moral. Während Sokrates das Andenken der Gerechten ehrte, bot das Heidenthum zur Verehrung den Völkern eine Reihe von Räubern, welche als einzige Tugend die körperliche Stärke besaßen, und mit allen Lastern sich befleckt hatten. Wenn man bisweilen die Vergötterung für gute Könige beschloß, so erhielten auch Tiberius und Nero ihre Priester und ihre Tempel. Ihr heilige Sterbliche, welche die Kirche Christi uns zu ehren befiehlt, ihr waret weder die Starken, noch die Mächtigen unter den Menschen! Oftmals geboren in der Strohhütte des Armen zeigtet ihr den Augen der Welt nur dürftige Tage und ein niedriges Loos! Wird man immer hinfort nur Lästerungen vernehmen gegen eine Religion, welche die Dürftigkeit, das Unglück, die Einfalt und die Tugend himmelan hebt, während sie zu den Füßen derselben den Reichthum, das Glück, die Größe und das Laster hinfallen macht?

Was liegt denn so Widriges für die Dichtung in jenen Einsamen von Thebais mit ihrem weißen

Stabe und ihrem Gewande von Palmblättern? Die Vögel des Himmels nähren sie, die Löwen bringen ihnen Botschaften, oder graben ihnen Ruhestätten; in vertrautem Umgange mit den Engeln erfüllen sie mit Wundern die Einöden, wo Memphis stand. *) Horeb und Sinai, der Carmel und der Libanon, der Bach Zedron und das Thal Josaphat sprechen noch immer von dem Ruhme des Bewohners der Zelle und des Einsiedlers am Felsen. Die Musen träumen noch gerne in jenen Wohnungen, wo die Schatten von Antonius, von Pachomius, Benedictus und Basilius wandelten. Die ersten Apostel, welche das Evangelium den ersten Gläubigen in den Katakomben, oder unter dem Dattelbaum von Bethanien predigten, erschienen dem Michael Angelo und dem Raphael nicht als Gegenstände, welche das Genie zurückweisen müßte. Wir schweigen jetzt noch bis zu einer spätern Behandlung von jenen Wohlthätern der Menschheit, welche die Krankenhäuser gründeten, und sich der Armuth, der Pest und Sklaverei weihten, um die Nothleidenden zu unterstützen. Wir beschränken uns jetzt auf die heiligen Schriften, um uns nicht in einem so weit umfassenden und anziehenden Gegenstande auszubreiten.

---

*) Hieron. op. vit. Paul. Theod. Hist. relig. cap. VI. Hieron. in vit. Paul. Später sprechen wir weitläufiger von diesen Einsiedlern.

Josue, Elias, Jesaias, Jeremias, Daniel, kurz alle Propheten, welche ein ewiges Leben leben, soll- Alle + So nicht zu einem Gedichte ten sie nicht in Elle.. Gedichte ihre erhabenen Klaglieder anstimmen dürfen? Soll sich die Urne von Jerusalem nicht mit ihren Thränen füllen? Giebt es nicht mehr Weiden von Babylon, um daran die herabgestimmten Harfen aufzuhängen? Für uns, welche in der That nur wenig Poetisches besitzen, würden diese Kinder der Erscheinung schöne Gruppen, schwebend über den Wolken, bilden; wir würden sie malen mit Flammen strahlendem Haupte; ein Silberbart flöße herab auf ihre unsterbliche Brust, und der himmlische Geist leuchtete auf ihrem Antlitz.

Aber welche Reihe ehrwürdiger Schatten erwacht auf den Ruf einer christlichen Muse in der Höhle von Mambre? Abraham, Isaak, Rebekka, und all ihr Kinder des Morgenlandes, Könige, Erzväter, Ahnherren Jesu Christi, singet den alten Bund Gottes mit den Menschen! Erzählet noch einmal die dem Himmel theure Geschichte, die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern. Der Chor der heiligen Könige mit David an ihrer Spitze, so wie die Schaar der Beichtiger und der Blutzeugen, in glänzendem Gewande gekleidet, böten uns ebenfalls ihr Wunderbares. Diese letztern geben dem Pinsel die tragische Art in ihrer größten Erhebung; nach dem Gemälde ihrer Leiden würden

wir anführen, was Gott für diese Opfer that, und wie er ihre Gräber mit der Gabe der Wunder verherrlichte.

Nach diesen erhabenen Chören möchten wir aufstellen die Chöre der himmlischen Jungfrauen, die Genoveven von Brabant, die Pulcherien, die Rosalien, die Cecilien, die Lucilien, die Isabellen, die Eulalien. Das Wunderbare des Christenthums enthält Liebreiz und Anmuth in der Uebereinstimmung und in den Gegensätzen. Man weiß, wie Neptun sich über das Meer erhebt, mit Einem Worte den Wogen gebietend, mit jenem Vos ego.» Unsere Glaubenssätze bieten eine andere Art von Dichtung. Ein Schiff kommt nahe dem Untergange; der Priester erläßt mit Worten, welche die Seele lösen, Jeglichem die Strafe seiner Sünden; er richtet zu dem Himmel das Gebet, welches der Geist des Schiffbrüchigen mitten durch die Sturmwinde hinsendet zu dem Gott des Ungewitters. Schon höhlt sich der Ozean die Seeleute zu verschlingen, schon erheben die Wogen ihre fürchterliche Stimme zwischen den Klippen; sie scheinen ihre schrecklichen Klagelieder anzustimmen. Ein Lichtstrahl dringt plötzlich durch die Nacht des Gewölkes; der Morgenstern, Maria, Patronin der Seeleute, erscheint inmitten der Wolken. Sie hält ihr Kind in ihren Armen, und beruhigt die Wellen mit einem Lächeln. Dieß ist die Anmuth der Religion, welche dem Schreck-

lichsten der Natur das Lieblichste des Himmels entgegenstellt! den Ungewittern des Weltmeers ein kleines Kind und eine zärtliche Mutter!

Achter Abschnitt.

Die Engel.

Dieß ist das Wunderbare, welches in unsern Heiligen liegt, ohne von den verschiedenen Geschichten ihres Lebens zu sprechen. Auch in der Hierarchie der Engel, einer Lehre, so alt wie die Welt, finden sich ebenfalls tausend Gemälde für den Dichter. Als Boten des Allerhöchsten tragen sie seine Befehle von einem Ende des Weltalls zum andern; als unsichtbare Beschützer des Menschen empfangen sie, um sich kund zu geben, die *lieblichsten* Gestalten; doch noch mehr, die Religion gestattet uns, beschützende Engel mit der schönen *Natur*, so wie mit den tugendhaften Gefühlen zu verbinden. Welche unzählbare Schaar von Gottheiten bevölkert also plötzlich die Welten!

Bei den Griechen endete der Himmel am Gipfel des Olymp, und ihre Götter erhoben sich nicht höher, als die Dünste der Erde. Das Wunderbare des Christenthums, in Uebereinstimmung mit

der Vernunft, der Wissenschaft und der Seelenhoheit, steigt von Stern zu Stern, von Welt zu Welt bis in jene Räume, wo die Einbildungskraft erschüttert bebt und zurückweicht. Vergebens durchsuchen die Fernröhren alle Winkel des Himmels, vergebens verfolgen sie den Irrstern bis jenseits unseres Systemes, der Irrstern entflieht ihnen endlich; aber er entflieht nicht dem Erzengel, welcher ihn um seinen unbekannten Pol dreht, und welcher ihn im bezeichneten Jahrhunderte auf geheimnißvollen Wegen zurückbringen wird bis in den Lichtkreis unserer Sonne.

Nur allein der christliche Poet wird eingeweiht in das Geheimniß dieser Wunder. Von Sternen zu Sternen, von Sonnen zu Sonnen mit den Seraphim, den Thronen und den Flammen, welche die Welten beherrschen, läßt sich die ermüdete Einbildungskraft endlich herab auf die Erde, wie ein Strom, welcher durch einen prächtigen Wasserfall seine goldenen Fluthen ausbreitet im Widerscheine des strahlenden Sonnenuntergangs. Dann geht man über von der Erhabenheit zu der Lieblichkeit der Bilder; in dem Schatten der Wälder durcheilt man das Reich des Engels der Einsamkeit; in der Klarheit des Mondes findet man den Genius der Träumereien des Herzens; seine Seufzer vernimmt man in dem Beben der Gebüsche und in den Klagen Philomele'ns. Die Ro=

fen des Morgenrothes sind nur die Locken [illegible]
Haupt des Engels des Morgens [illegible]
Engel der Nacht ruht inmitten der [illegible]
er gleicht dem Monde, welcher auf einer W[illegible]
schlief; seine Augen decket ein Band von [illegible]
seine Fersen und seine Stirne röthen sich [illegible]
von dem Purpur des morgentlichen und ab[illegible]
Rothes; vorangeht der Engel des [illegible]
gens; ihm folgt der Engel des Geh[illegible]
ses. Wir würden die Dichter durch den [illegible]
entehren, daß sie den Engel der Mee[illegible]
Engel der Stürme, den Engel de[illegible]
den Engel des Todes als Genien be[illegible]
welche den Musen unangenehm sind. De[illegible]
heiliger Liebe verleiht den Jungfra[illegible]
himmlischen Blick, und der Engel der [illegible]
nieen schenkt ihnen alle Arten von Anmut[illegible]
rechtliche Mann weihet sein Herz dem En[illegible]
Tugend und seine Lippen dem Eng[illegible]
Ueberzeugung. Nichts hindert uns [illegible]
wohlwollenden Geistern unterscheidende N[illegible]
ihrer Gewalten und ihrer Aufgaben zu [illegible]
So kann der Engel der Freundscha[illegible]
Beispiel einen wunderbaren Gürtel trag[illegible]
ihm verschmelzen sich durch göttliche Kunst [illegible]
stungen der Seele, die erhabenen Aufopfe[illegible]
die geheimen Ergießungen des Herzens, die [illegible]

[illegible] im das
[illegible] Der
[illegible] Himmel;
[illegible] lke ent-
[illegible] ternen;
[illegible] n wenig
[illegible] ndlichen
[illegible] ch wei-
[illegible] imnis-
[illegible] Gedanken
[illegible] re, den
[illegible] Zeit,
[illegible] rachten,
[illegible] Engel
[illegible] en den
[illegible] Harmo-
[illegible] gel. Der
[illegible] el der
[illegible] : dieser
[illegible] ertheilen
[illegible] aft zum
[illegible] en; auf
[illegible] die Trö-
[illegible] erungen,
[illegible] unschul-

digen Freuden, die keuschen Umarmungen, das Heiligthum des Schwures, der Reiz der Grabmäler und die unsterbliche Hoffnung.

Neunter Abschnitt.

Anwendung der aufgestellten Grundsätze. Charakter des Satans.

Von den Grundsätzen gehen wir über zu den Beispielen. Indem wir den Gegenstand der vorigen Abschnitte zusammenfassen, entwickeln wir den Charakter der bösen Geister, und sprechen von Milton's Satan.

Vor dem englischen Dichter hatten Dante und Tasso den Herrn der Hölle gemalt. Dante's Einbildungskraft, erschöpft durch neun Kreise von Qualen, machte aus dem gefesselten Satan in dem Mittelpunkte der Erde nur ein abscheuliches Ungeheuer. Tasso machte ihn, indem er ihm Hörner gab, fast lächerlich. Fortgerissen durch diese Vorgänge, überließ sich Milton einen Augenblick dem üblen Geschmacke seinen Satan zu messen; doch alsogleich erhebt er sich auf eine erhabene Weise. Man höre den Ausruf des Fürsten der Finsternisse auf der Höhe des Feuerberges, wo er zum ersten Male

sein Reich überschaut: «Fahrt hin ihr glücklichen Gefilde, bewohnt von ewigen Freuden. Schrecknisse, ich grüße euch! Ich grüße dich, **Welt** der Hölle! Abgrund, empfang deinen neuen Beherrscher. Er bringt dir einen Geist, welchen weder Zeit noch Ort jemals verändert. Hier bin ich wenigstens frei; hier herrsche ich; herrschen sogar in der Hölle ist meines Ehrgeizes werth.» *)

Welche Art Besitz zu nehmen von den Abgründen der Hölle!

Der höllische Rath versammelt sich, und der Dichter zeigt den Satan inmitten seiner Großen: «Seine Formen behielten noch einen Theil ihres ursprünglichen Glanzes. Er war jetzt noch ein gefallener Erzengel, eine etwas verdunkelte Glorie; wie wenn die aufgehende Sonne ihrer Strahlen beraubt, einen schiefen Blick durch die Nebel des Morgens wirft; oder wie wenn bei der Sonnenverfinsterung dieses Gestirn hinter den Mond verborgen, über die eine Hälfte der Völker eine Unglück bringende Dämmerung verbreitet, so daß sie die Könige mit dem Schreckniß der Umwälzung erfüllt. So erschien der verdunkelte Erzengel, doch noch überstrahlend an Glanz die Gefährten seines Falles. Aber sein Gesicht war gefurcht durch die

---

*) Par. Lost. Book I. v. 49 etc.

Narben des Blitzstrahls, und Gram zeichnete sich auf seinen entfärbten Wangen.» *)

Wir wollen den Charakter des Satan völlig kennen lernen. Entflohen der Hölle, und bis zur Erde gelangt, betrachtet er die Wunder des Weltalls, und ergriffen von Verzweiflung, spricht er also zur Sonne: O du, welche bekränzt mit unendlicher Glorie, von der Höhe deiner einsamen Herrlichkeit deine Blicke herabsenkst, wie der Gott dieses neuen Alls; du, vor welcher alle Sterne ihre gedemüthigten Häupter verbergen; ich erhebe meine Stimme zu dir, doch nicht eine befreundete Stimme; ich spreche deinen Namen nur, o Sonne, um dir zu sagen, wie sehr ich deine Strahlen hasse. Ha! Sie erinnern mich an die Höhe, von welcher ich herabfiel, und wie glanzvoll ich einst leuchtete, hoch über deinem Kreise aufgestellt! Hochmuth und Ehrgeiz stürzten mich. Ich wagte es im Himmel selbst, dem Könige des Himmels Krieg zu erklären. Er verdiente nicht solche Vergeltung, er, welcher mich auf den erhabenen Standpunkt selbst erhoben hatte... So hoch erhoben verschmähte ich zu gehorchen; ich hoffte ein Schritt weiter würde mich zum ersten Platze erheben, und in Einem Augenblicke von der unendlichen Schuld eines ewigen Dankes be-

---

*) Par. Lost. Book I. v. 591.

freien. . . . O warum schuf mich sein allmächtiger Wille nicht auf der Stelle irgend eines niedereren Engels! Noch jetzt besäße ich das Glück, mein Ehrgeitz wäre nicht entsprungen aus einer unbegränzten Hoffnung. . . . Unglücklicher! Wie soll ich entfliehen vor einem unendlichen Zorne, vor einer unendlichen Verzweiflung? Die Hölle ist überall, wo ich bin, ich selbst bin die Hölle. . . . O Gott, mäßige deine Schläge! Steht kein Weg mehr offen der Reue, keiner dem Erbarmen, keiner als Gehorsam? Gehorsam! Stolz verbietet mir dies Wort. Welche Schande für mich vor den Geistern des Abgrunds! Nicht Versprechungen der Unterwerfung halfen sie mir verführen, als ich es wagte mich zu rühmen, den Allmächtigen zu unterjochen. Ach, während sie mich auf dem Throne der Hölle anbeten, wissen sie nicht, wie theuer ich diese stolzen Worte bezahle, wie ich innerlich seufze unter der Bürde meiner Schmerzen! . . . Aber wenn ich bereute, wenn ich durch die Gunst der himmlischen Gnade meinen frühern Platz wieder erlangte? . . . Ein erhabener Rang würde in mir die ehrgeizigen Entwürfe wieder erregen; bald wären die Schwüre geheuchelter Unterwerfung wieder vergessen! Der Tyrann weiß es; er bleibt eben so ferne mir Frieden zu vergönnen, als ich ferne bleibe, von ihm Gnade zu erbitten. Fahre denn hin Hoffnung, und mit dir fahret hin Furcht

und Gewissensbiß; für mich ist Alles verloren. Das Böse sey hinfort mein einziges Gut! Durch dich wenigstens theile ich mit dem Könige des Himmels die Herrschaft; vielleicht herrsch' ich durch dich über mehr als die Hälfte des Alls; der Mensch und diese neue Welt sollen es bald erfahren.» *)

Unsere Bewunderung für Homer mag so groß seyn, als sie wolle, so müssen wir doch eingestehen, daß nichts in ihm dieser Stelle Milton's gleich komme. Wenn mit der Größe des Gegenstandes, mit der Schönheit der Dichtung, mit der natürlichen Hoheit der Personen eine so tiefe Kenntniß der Leidenschaften sich darstellt, so hat der Genius sein höchstes Ziel erreicht. Satan, welcher beim Anblicke des verhaßten Lichtes Reue fühlt, weil es ihn errinnert, wie hoch er über demselben stand; Satan, welcher dann wünscht, für einen niedereren Platz geschaffen zu seyn, dennoch aber in dem Verbrechen sich verknöchert aus Hochmuth, aus Schaam, aus Mißtrauen sogar gegen den Ehrgeiz des eigenen Charakters; Satan endlich, welcher als Frucht aller seiner Betrachtungen und als Versöhnung für einen Augenblick von Reue für die Herrschaft des Bösen während einer ganzen

---

*) Parad. Lost. Book IV. From. the 33 th, v. to the 113 th

Ewigkeit sich entscheidet — dieß Alles ist, wenn wir uns nicht irren, einer der erhabensten und ergreifendsten Gedanken, welche jemals im Geiste eines Dichters entsprangen.

In diesem Augenblicke ergreift uns eine Vorstellung, welche wir nicht verschweigen können. Wer Kritik und Geschmack für Geschichte besitzt, wird einsehen, daß Milton in dem Charakter seines Satans alle Verworfenheiten jener Männer vereinte, welche am Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts England mit Trauer bedeckten. Man findet darin den nämlichen Starrsinn, die nämliche Begeisterung, den nämlichen Hochmuth, den nämlichen Geist des Aufruhrs und der Unabhängigkeit. Man sieht in dem Beherrscher der Hölle jene berüchtigten Gleichheitshelden, welche von der Religion ihres Vaterlandes sich loßrissen, und das Joch jeder gesetzlichen Gewalt abschüttelten, um sich zugleich wider Gott und wider die Menschen zu empören. Milton selbst hatte diesen Geist der Zerstörung getheilt; um einen solchen abscheulichen Satan zu denken, mußte der Dichter das Bild dieser Verworfenen sehen, welche so lange Zeit aus ihrem Vaterlande den wahren Aufenthalt der Dämonen machten.

Zehnter Abschnitt.

Poetische Maschinen.

Venus im Gehölze von Carthago.

Raphael in dem Garten Eden.

Wir gehen über zu der poetischen Maschine. Venus, welche dem Aeneas in dem Gehölze von Carthago erscheint, gehört zu den vollendeten Meisterstücken in der anmuthigen Art. Cui mater media etc. «Seine Mutter, denselben Fußsteig im Walde verfolgend, wandelt vor ihm her. Sie hatte das Wesen und das Antlitz einer Jungfrau, sie trug Waffen wie die Töchter von Sparta u. s. w.»

Diese Dichtung enthält die höchste Anmuth; aber der Sänger von Eden kommt ihr nahe, wenn er die Ankunft des Engels Raphael im Garten unserer Stammältern malt. «Um seine göttlichen Formen zu überschatten, trägt der Seraphim sechs Flügel. Zwei an seine Schultern geheftet, vereinen sich über seiner Brust, wie die Ränder eines königlichen Mantels. Jene in der Mitte wickeln sich um ihn wie eine sternenbedekte Schärpe; die

beiden letzten, von Farbe wie Azur, schwingen sich an seinen raschen Fersen. Er regt das Gefieder, welches von himmlischen Gerüchen duftet. Er naht dem Garten des Glückes, hindurchziehend durch Myrtengebüsche und durch Wölkchen von Narde und Weihrauch, hinziehend durch die Einöden von Wohlgerüchen, wo die Natur in der Frische der Jugend sich allen ihren Launen überläßt. Adam, sitzend an der Pforte seiner belaubten Wohnung, bemerkte den göttlichen Gesandten. Alsogleich ruft er: Eva, komm'! Schau jenen Gegenstand, so werth deiner Bewunderung! Blicke hin gegen Morgen neben jenen Bäumen hindurch. Bemerke jene glorreiche Gestalt, welche unserer Wohnung zu nahen scheint. Man könnte sie für ein zweites Morgenroth halten, welches aufgeht in der Mitte des Tages.»

Hier erreicht Milton den Virgil fast in der Anmuth, aber er übertrifft ihn im Heiligen und Großen. Raphael ist schöner als Venus, Eden reizender als das Gehölz von Carthago, und Aeneas erscheint wie eine kalte und traurige Gestalt neben dem majestätischen Adam.

Betrachten wir nun einen mystischen Engel Klopstock's. «Dann eilet der Thronen Erstgeborner, ihn feierlich vor Gott zu führen, herunter. Gott nennt ihn den erwählten, der Himmel Eloa. Vor allen, die Gott schuf, ist er groß, der nächste

dem Urerschaffenen. Schön ist Ein Gedanke des gottgewählten Eloa, wie die ganze Seele des Menschen, geschaffen der Gottheit, wenn sie, ihrer Unsterblichkeit würdig, gedankenvoll nachsinnt. Sein umschauender Blick ist schöner, als Frühlingsmorgen, lieblicher, als die Gestirne, da sie an dem Throne des Schöpfers jugendlich schön und voll Licht mit ihren Tagen vorbeiflohn. Gott erschuf ihn zuerst. Aus einer Morgenröthe schuf er ihm einen ätherischen Leib. Ein Himmel voll Wolken floß um ihn, da er ward. Gott hob ihn mit offenen Armen aus den Wolken, und sagt' ihm segnend: Da bin ich, Erschaffner.» *)

Raphael ist der äußere Engel, Eloa der innere Engel; Mercurius und Apollo der Mythologie erscheinen uns weniger himmlisch, als diese Genien des Christenthums.

Oefter kommen die Götter in Homer zum Handgemenge; aber wir haben es schon bemerkt, es findet sich nichts in der Iliade, was den Kampf überträfe, welchen Satan in dem irdischen Paradiese gegen Michael zu liefern sich rüstet, nichts, was der Niederlage jener von Emanuel niedergeschmetterten Legionen gliche. Oefter retten die heidnischen Gottheiten ihre geliebten Heroen, indem

---

*) Messias, erster Gesang, Vers 286.

sie dieselben mit einer Wolke bedecken; aber diese Maschine übertrug Tasso mit großem Glücke in die christliche Poesie, wenn er Soliman nach Jerusalem einführt. Dieser mit Dünsten umgebene Wagen; diese unsichtbare Reise eines Zauberers und eines Helden mitten durch das Lager der Christen; dieses geheime Thor des Herodes; diese Erinnerungen der alten Zeiten, verwebt in eine rasche Erzählung; dieser Krieger, welcher ungesehen in einer Rathsversammlung sich befindet, und welcher nur erscheint, um Soliman zum Kämpfen zu bestimmen; alles dieß Wunderbare, obgleich von zauberischer Art, enthält eine eigenthümliche Vortrefflichkeit.

Man macht vielleicht den Einwurf, daß das Heidenthum wenigstens in den wollüstigen Gemälden den Vorzug haben müsse. Was sollen wir nun von Armida sagen? Ist sie ohne Reize, wenn sie, hingelehnt zu der Stirne des entschlummerten Rinaldo, den Dolch der Hand entfallen läßt, und ihr Haß sich in Liebe verwandelt? Wäre Ascanius, welchen Venus in dem Wäldchen von Cythere verbirgt, vorzüglicher als Tasso's junger Held, welcher, gefesselt in Blumengewinden, auf einer Wolke zu den glückseligen Inseln hinüberfährt? Jene Gärten, deren einziger Fehler in zu vieler Bezauberung besteht; jene Liebeshuldigungen, welchen nichts mangelt, als ein Schleier, sind in der That

keine so ernsten Gemälde. Man findet in dieser Episode sogar den Gürtel der Venus, welchen man so sehr und mit so vielem Rechte zu sehen wünscht. Wollten überdem die ernsten Kritiker die Zauberei unbedingt verbannen, so könnten die Engel der Finsternisse selbst dasjenige ausführen, was Armida durch ihre Hilfe vollbringt. Es ermächtiget uns dazu die Geschichte von einigen unserer Heiligen, und der Dämon der Wollüste erschien stets als einer der gefährlichsten und mächtigsten des Abgrundes.

Eilfter Abschnitt.

Fortsetzung von den poetischen Maschinen.

Traum des Aeneas.

Athalia's Traum.

Es bleiben uns noch zwei poetische Maschinen zu beschreiben, die Reisen der Götter und die Träume. Unter den letzten wählen wir den Traum des Aeneas in der verhängnißvollen Nacht von Troja. Der Held erzählt ihn selbst der Dido. Tempus erat etc.

«Noch war die Zeit, da Ruhe zuerst den bekümmerten Menschen annaht, und durch Göttergeschenk willkommen sich einschleicht. Siehe da schien im Traume der jammervolleste Hektor mir vor den Augen zu stehn und bittere Thränen zu weinen; so wie vordem, vom Gespanne geschleift, in des blutigen Staubes Schwärze gehüllt, und mit Riemen die schwellenden Füße durchzogen. Wehe mir, welche Gestalt! wie ganz verändert von jenem Hektor, der stolz heimkehrt' in erbeuteter Wehr des Achilles, oder wann phrygische Glut in der Danaer Flott' er geschleudert! Rauh von Wuste den Bart, voll klebendes Blutes sein Haupthaar, rings mit den Wunden genarbt, die zahllos jener um Troja's heimische Mauren empfieng. Ich selbst nun schien mir in Thränen anzureden den Mann, die traurigen Worte beginnend:

«O Dardania's Licht! o treueste Hoffnung der Teukrer! Wo ein so langer Verzug? Aus welcherlei Gegenden Hektor, kommst du Erwarteter nun? Wie sehr, da so mancher der Deinen Leichnam ward, da so manche Bekümmerniß Menschen und Stadt traf, schaun wir ermattet auf dich! O was Unwürdiges hat dein heiteres Antlitz entstellt? Warum dort seh' ich die Wunden?

«Er kein Wort; nicht gab er dem Eiteles Fragenden Säumniß; sondern aus innerster Brust aufbebende Seufzer verathmend:

«Fleuch, o du Sohn der Göttin; entreisse dich, ruft er, den Flammen! Feinde beherrschen die Stadt; hin stürzt die erhabene Troja! G'nug ist für Heimath gethan und Priamus! Könnte mit Händen Troja vertheidiget seyn, sie hätt' auch diese vertheidigt! Heiligthum und Penaten vertraut dir Ilios: jene nimm zu Schicksalgenossen, für jen' erwerbe die Mauern, herrliche, die nach Irren durch Meerfluth endlich du aufbaust.

«Sprach's und trug mit den Binden zugleich die gewaltige Vesta und ihr ewiges Feuer aus unzugänglichen Kammern.» *)

Dieser Traum enthält eine Art Abriß von dem Genius Virgils. Man findet darin wie in einem kleinen Rahmen alle Arten von Schönheiten, welche ihm eigenthümlich sind.

Vor allem bemerke man den Gegensatz zwischen dem erschrecklichen Traume und der friedlichen Stunde, in welcher die Götter ihn dem Aeneas senden Niemand verstand die Zeiten und die Orte auf eine rührendere Art zu bezeichnen, als der Sänger von Mantua. Hier ist es ein Grabmal, dort eine anziehende Begebenheit, welche die Gränze eines Landes bestimmen; eine neue Stadt trägt einen alten Namen; ein fremder Fluß heißt wie ein Strom

---

*) Aeneid. lib. II. v. 266 — 297.

des Vaterlandes. In Rücksicht der Stunden läßt Virgil fast immer die sanfteste leuchten über dem unglücklichsten Ereignisse. Aus diesem Gegensatze voll Wehmuth entspringt jene Wahrheit, mit welcher die Natur ihre Gesetze vollbringt, ohne sich durch die schwachen Umwälzungen der Menschenwelt stören zu lassen.

Nun betrachten wir das Gemälde von Hektor's Schatten. Dieses Phantomes, welches den Aeneas schweigend betrachtet, dicke Thränen, aufgeschwollene Füße gehören zu den kleinen Nebendingen, welche der große Maler stets erwählt, um den Gegenstand vor die Augen zu stellen. Der Schrei des Aeneas: Quantum mutatus ab illo! ist der Schrei eines Helden, welcher die Würde Hektor's erhöht. Squalentem barbam, et concretos sanguine crines. Dieß ist das Gespenst. Aber Virgil macht plötzlich eine Wendung ganz in seinem Geiste. — Vulnera circum plurima muros accepit patrios. Darin liegt nun Alles; Hektor's Lob, Erinnerung seiner Leiden, Andenken an den Jammer des Vaterlandes, für welches er so viele Wunden empfieng. Diese Ausrufe: O lux Dardaniae! Spes fidissima Teucrum! enthalten alle Glut; sie erregen das Herz; sie machen die folgenden Worte ganz zerreißend. Ut te post multa tuorum funera adspicimus! Ach! Hierin liegt die Geschichte aller derjenigen, welche ihr Va-

terland verließen; bei ihrer Rückkehr kann man ihnen zurufen, wie Aeneas dem Hektor: Muß man euch wiedersehen nach dem Leichenbegängniß aller euerer Verwandten! Hektors Schweigen endlich, sein Seufzen und das folgende: Fuge, eripe flammis machen die Haare auf dem Haupte gen Berge stehen. Der letzte Zug des Gemäldes mischt die doppelte Dichtung des Traumes und der Erscheinung. Indem das Gespenst das Standbild der Vesta und ihr heiliges Feuer in seinen Armen hinwegträgt, glaubt man zu sehen, wie es Troja selbst von der Erde hinwegnimmt.

Dieser Traum enthält übrigens eine Schönheit, welche aus der Natur der Sache selbst genommen ist. Aeneas freut sich anfangs den Hektor zu sehen, welchen er noch lebend glaubt; dann spricht er von den Unglücksfällen Troja's, welche sogar seit dem Tode des Helden sich ereigneten. Der Zustand, worin er ihn wieder erblickt, kann ihn noch nicht an das Schicksal desselben erinnern; er fragt den Sohn des Priamus, wie er die Wunden erhalten, und doch hat er uns gesagt, man habe ihn so gesehen an dem Tage, als er rings um Ilion geschleppt ward. Dieß ist das Unzusammenhängende der Gedanken, der Gefühle und der Bilder eines Traumes.

Es erfüllt uns mit besonderm Vergnügen, bei den christlichen Dichtern etwas zu finden, was die-

sem Traume gleich kommt, oder ihn vielleicht über-trifft. Dichtung, Religion, dramatische Kraft, alles ist gleich in dem einen und dem andern Gemälde, und Virgil ist ein zweites Mal gekommen in Racine.

Athalia unter dem Eingange des Tempels von Jerusalem erzählt ihren Traum dem Abner und Mathan.

«Während des Schrecknisses einer tiefen Nacht erschien vor meinem Blicke meine Mutter Jezabel, prachtvoll geschmückt, wie am Tage ihres Todes. Ihre Leiden hatten nicht ihren Hochmuth gebrochen. Sie hatte sogar noch jenen erborgten Glanz, womit sie sorgfältig ihr Antlitz malte und schmückte, um die Zerstörung unwiederbringlicher Jahre zu verstecken. Zitt're, sprach sie zu mir, du meiner würdige Tochter! Auch dich besiegt der Juden grausamer Gott. Ich beklage dich ob deines Falls in seine schrecklichen Hände. Meine Tochter! — Diese fürchterlichen Worte vollendend, schien ihr Schatten gegen mein Bett sich zu neigen, und ich streckte die Hände hin zur Umarmung. Aber ich fand nichts, als ein schauerlich Gemengsel, verwundet und geschlept im Unrathe; ich fand nur bluttriefende Fetzen und scheußlich verstümmelte Glieder, um welche gierige Hunde sich stritten.»

Schwer ließe sich hier zwischen Virgil und Racine entscheiden. Die beiden Träume sind genom-

men aus der Quelle der verschiedenen Religionen der beiden Dichter. Virgil ist wehmüthiger, Racine schrecklicher. Der letztere hätte sein Ziel verfehlt und den finstern Geist der hebräischen Glaubenssätze verkannt, wenn er nach dem Beispiele des ersten Athalia's Traum in eine friedliche Stunde setzte. Da er viel leisten will, verspricht er viel mit den Worten: Während des Schreckniſſes einer tiefen Nacht.

In Racine finden wir Uebereinstimmung, in Virgil Gegensatz der Bilder. Die Scene, welche bei der Erscheinung Hektor's sich ankündet, nämlich die verhängnißvolle Nacht eines großen Volkes und die Gründung des römisches Reiches wäre viel erhabener, als der Fall einer einzigen Königin, wenn Joas, anzündend die Fackel David's, uns nicht von ferne den Messias zeigte und die Umwälzung der ganzen Erde.

Die nämliche Vollendung bemerken wir in den Versen der beiden Dichter; doch erscheint die Poesie Racine's uns noch schöner. Wie Hektor im ersten Augenblicke vor Aeneas erscheint, eben so zeigt er sich auch am Ende; aber Jezabel's Pracht und jener erborgte Glanz, um die Zerstörung unwiederbringlicher Jahre zu verstecken, verändert sich plötzlich nicht in eine andere Gestalt, sondern in scheußliche Fetzen, um welche gierige Hunde sich stritten. Dieß ist nun eine Veränderung des Zu-

standes und eine Auflösung des Knotens, welche dem Traume Racine's eine Schönheit verleiht, die jenem Virgel's mangelt. Endlich ist dieser Schatten einer Mutter, welche gegen das Bett ihrer Tochter sich neigt, als wollte sie sich in demselben verbergen, und welche sich dann plötzlich in Gebein und bluttriefendes Fleisch verwandelt, eine jener unbestimmten Schönheiten und jener furchtbaren Eigenthümlichkeiten der wahren Natur des Gespenstes.

Zwölfter Abschnitt.

Fortsetzung von den poetischen Maschinen.

Reisen der Götter Homer's.

Satans Zug zur Entdeckung der Schöpfung.

Wir gelangen nun zu der letzten der poetischen Maschinen, nämlich zu den Reisen der übernatürlichen Wesen. Dieß ist einer der Theile des Wunderbaren, worin Homer am erhabensten sich erweißt. Jetzt erzählt er, daß der Wagen des Gottes hinfliegt, wie der Gedanke eines Reisenden, welcher in einem Augenblicke sich aller

durchlaufenen Orte erinnert; jetzt sagt er: «So weit ein Mensch, sitzend am Gestade der Meere, vom erhabenen Felsen überblickt den Raum in den Lüften, so weit kommen die unerschrockenen Renner der Unsterblichen mit einem Sprunge.»

Autant qu'un homme assis au rivage des mers
Voit, d'un roc élevé, d'espace dans les airs,
Autant des Immortels les coursiers intrépides
En franchissent d'un saut. (Boileau, dans Longin.)

So groß der Genius Homer's und die Majestät seiner Götter immer seyn mag, so wird dennoch sein Wunderbares und seine Größe noch verdunkelt durch das Wunderbare des Christenthums.

Satan, angelangt an den Pforten der Hölle, welche die Sünde und der Tod ihm aufschließen, bereitet sich zur Entdeckung der Schöpfung.

. . . . . Like a furnase mouth.
. . . .
Of all this world at once. *)

«Die Pforten der Hölle öffnen sich, auswerfend wie der Schlund eines Feuerofens Flocken von Rauch und rother Flamme. Plötzlich enthüllen

*) Par. Lost. Book II, v. 888 — 1050; Book III. v. 501 — 544.

sich vor den Augen Satans alle Geheimnisse des alten Abgrundes; ein düsterer und gränzenloser Ozean, wo die Zeiten, die Maaße und die Orte sich verlieren, wo die alte Nacht und das Chaos, die Urältern der Natur, eine ewige Gesetzlosigkeit unterhalten inmitten eines ewigen Krieges, wo sie herrschen durch die Verwirrung. Satan, stillestehend auf der Schwelle der Hölle, blickt hinab in den ungeheuern Schlund, diese Wiege der Natur und vielleicht auch ihre Grabstätte; er erwägt in seinem Innern die Gefahren der Reise. Bald entwickelt er seine Flügel, stößt mit dem Fuße die verhängnißvolle Schwelle zurück, und erhebt sich in Wolken von Rauch. Fortgetragen auf diesem neblichten Sitze, steigt er lange mit Kühnheit empor; aber der Rauch, allmählig zerstreut, verläßt ihn in der Mitte des Leeren. Ueberrascht verdoppelt er vergebens die Bewegung seiner Flügel, und er fällt, wie ein todtes Gewicht.

«Noch jetzt, wo ich dieß singe, läge er in tiefem Falle, hätte nicht das Zerplatzen eines stürmevollen Gewölkes von Schwefel und Flammen ihn eben so hoch geschleudert, als er tief gesunken war. Hingeworfen auf weiches und zitterndes Erdreich, mitten durch die dichten und flüssigen Elemente . . . geht er, fliegt er, schwimmt er, kriecht er. Mit Hilfe seiner Arme, seiner Füße

seiner Flügel setzt er über die Untiefen, die Meerengen, die Gebirge. Endlich stürmt ein allgemeines Geräusch von Stimmen und Klängen mit verworrener Gewalt in sein Ohr. Augenblicklich richtet er seinen Flug auf jene Seite, entschlossen, dem unbekannten Geiste des Abgrunds zu nahen, welcher, in diesem Getose thronend, ihm Weg und Licht zeigen soll.

«Bald erblickt er den Thron des Chaos, dessen finsteres Gezelt sich weithin über den unermeßlichen Schlund ausbreitet. Die Nacht, angethan mit schwarzem Gewande, sitzt zu seinen Seiten; der Wesen älteste Tochter ward sie des Chaos Gemahlin. Der Zufall, das Gelärm, die Verwirrung, der Zwiespalt mit tausendfachem Munde sind die mächtigsten Diener dieser finstern Gottheiten. Furchtlos tritt vor sie Satan.

«Geister des Abgrundes, spricht er zu ihnen, du Chaos und du uralte Nacht, ich komme nicht die Geheimnisse eurer Reiche zu erspähen. Zeiget mir nur den Weg des Lichts.

«Das alte Chaos antwortet mit Gebrülle: — Ich kenne dich, o Fremdling! Eine neue Welt hängt über meinem Haupte, jener Seite zugewandt, wo deine Legionen hinabstürzten. Fliege und eile, deine Plane zu erfüllen. Verwüste, zerstöre, zertrümmere, du bist die Hoffnung des Chaos!

«Sprachs; Satan voll Freude erhebt sich mit erneuter Kraft; er durchdringt wie eine Feuersäule das finstere Luftgebiet ... Endlich beginnt des heiligen Lichtes Einfluß dem Gefühle sich zu verkünden. Ausgegangen von den Wunderwerken des Himmelsgebäudes, dringt ein Lichtstrahl in die weite Ferne, in den Schooß der Schatten, ähnlich einem zweifelhaften und zitternden Morgenrothe; hier ist es, wo die Natur beginnt und das Chaos entweicht. Satan, geleitet von diesen beweglichen Schimmern, ähnlich einem von Stürmen lange umhergeworfenen Schiffe, erkennt den Hafen mit Freude und gleitet leise über die beruhigten Wogen. In eben dem Maaße, als er dem Tage naht, enthüllt sich vor seinem Blicke der Feuerhimmel mit seinen Thürmen von Opal und seinen Pforten von lebenden Saphiren.

«Endlich entdeckt er von Ferne einen hohen Bau, dessen prachtvolle Treppen bis zu den Wellen des Himmels sich erheben. Senkrecht am Fuße der geheimnißvollen Stufen öffnet sich der Durchgang zu der Erde. Satan schwingt sich auf die letzte Stufe, und plötzlich seine Blicke in die Tiefen unter seinen Füßen ausbreitend, entdeckt er mit unendlichem Erstaunen auf einmal das ganze Weltall.»

Jeder unpartheiische muß anerkennen, daß eine Religion, welche so ein Wunderbares darbot,

und welche überdem die Idee der Liebe von Adam und Eva anregte, unmöglich eine antipoetische oder undichterische Religion heißen könne. Wie erscheint Juno, welche zu den Grenzen der Erde nach Aethiopien geht, neben Satan, welcher aus der Tiefe des Chaos zu den Grenzen der Natur heraufsteigt? In der Urschrift findet sich noch eine sonderbare Wirkung, welche wir nicht wieder zu geben vermochten, und welche, so zu sagen, mit dem allgemeinen Fehler des Werkes zusammenhängt. Die Längen, welche wir hinwegschnitten, scheinen den Lauf des Fürsten der Finsternisse auszudehnen und dem Leser ein unbestimmtes Gefühl von jenem Unendlichen zu geben, welches er durchzog.

Dreizehnter Abschnitt.

Die christliche Hölle.

Unter mehreren Eigenthümlichkeiten, welche die christliche Hölle von dem alten Tartarus unterscheiden, muß man eine vor allen andern bemerken; sie besteht in den Qualen, welche die bösen Geister selbst leiden. Pluto, die Richter, die Parzen, die Furien litten nicht mit den Schuldigen. Die Qualen unserer höllischen Mächte erscheinen da-

her als ein Mittel mehr für die Einbildungskraft; folglich besitzt unsere Hölle über die Hölle der Alten ein dichterisches Uebergewicht.

In den kimmerischen Feldern der Odyssee geben die Finsternisse, das Unbestimmte der Orte, das Unzusammenhängende der Gegenstände, und jene Grube, wohin die Schatten zum Bluttrinken kommen, dem Gemälde etwas Furchterregendes, welches vielleicht mehr als der Tänarus Virgil's der christlichen Hölle gleich kommt. In Virgil bemerkt man die Fortschritte der philosophischen Lehrsätze Griechenlands. Die Parzen, der Cocytus, der Styx finden sich in Platon's Werken. Hier beginnt eine Vertheilung von Strafen und Belohnungen, welche Homeros nicht kannte. Das Unglück, die Armuth und die Schwäche kamen nach dem Hinübergange bei den Heiden in eine eben so peinvolle Welt, als die jetzige; dieß machten wir schon bemerklich (Haupttheil I, Buch 6). Die Christusreligion brachte in unsere Seelen eine andere Ansicht. Beim Hinausgehen aus dieser Welt des Jammers werden wir arme Unglückliche nach unserer Lehre einen Ruheplatz finden, und besäßen wir einen Durst nach Gerechtigkeit in der Zeit, so werden wir ihn stillen in der Ewigkeit. Sitiunt justitiam . . . ipsi saturabuntur. Die Ungerechtigkeit ihrer Lehrsätze über die Unterwelt fühlten die Alten so sehr, daß sogar Virgil sich nicht

enthalten konnte zu bemerken: Sortemque animo miseratus iniquam (Aen. Buch 6, Vers 332). Haben wir die Philosophen befriedigt, so wird es uns vielleicht nicht sehr schwer fallen, die Musen zu überzeugen. In der That besitzen wir noch keine christliche Hölle, welche auf eine tadellose Weise behandelt worden wäre. Weder Dante, noch Tasso, noch Milton zeigten sich vollkommen in dem Gemälde dieser Orte des Schmerzens. Dennoch beweisen einige vortreffliche Stücke, welche diese großen Meister gelegentlich gaben, daß bei einer gleich sorgfältigen Ueberarbeitung aller Theile des Gemäldes wir eine eben so dichterische Unterwelt besitzen würden, wie jene in Homer und Virgil.

Inhalt.

Zweiter Haupttheil.

Poetik des Christenthums.

Seite.

Drittes Buch.

Fortsetzung von der Dichtung in Beziehung auf die Menschen.

Leidenschaften.

Erster Abschnitt. Das Christenthum veränderte die Leidenschaften. Es veränderte die Grundlagen des Lasters und der Tugend . . . 3
Zweiter Abschnitt. Leidenschaft der Liebe. Dido. 9
Dritter Abschnitt. Fortsetzung des Vorigen. Racine's Phädra 15
Vierter Abschnitt. Fortsetzung des Vorigen. Julie von Etange. Clementine . . . 18
Fünfter Abschnitt. Fortsetzung des Vorigen. Heloise und Abellard 23
Sechster Abschnitt. Ländliche Liebe. Galatea und der Cyklope 31
Siebenter Abschnitt. Fortsetzung des Vorigen. Paul und Virginia 37

Seite

Achter Abschnitt. Die Christusreligion selbst als Leidenschaft 44

Neunter Abschnitt. Das Unbestimmte der Leidenschaften 57

Viertes Buch.

Von dem Wunderbaren, oder von der Dichtkunst in den Beziehungen auf die übernaturlichen Wesen.

Erster Abschnitt. Die Mythologie verkleinerte die Natur. Die Alten besaßen eigentlich die sogenannte beschreibende Poesie nicht . . . 62

Zweiter Abschnitt. Von der Allegorie . . . 70

Dritter Abschnitt. Geschichtlicher Abriß von der beschreibenden Dichtung bei den Neuern . 74

Vierter Abschnitt. Ob die Gottheiten des Heidenthums in dichterischer Hinsicht die christlichen Gottheiten übertreffen . . 81

Fünfter Abschnitt. Charakter des wahren Gottes . 86

Sechster Abschnitt. Die Geister der Finsterniß . 90

Siebenter Abschnitt. Die Heiligen . . . 93

Achter Abschnitt. Die Engel 99

Neunter Abschnitt. Anwendung der aufgestellten Grundsätze. Charakter des Satans . . 102

Zehnter Abschnitt. Poetische Maschine. Venus im Gehölze von Carthago. Raphael in dem Garten Eden 108

Eilfter Abschnitt. Fortsetzung von den poetischen Maschinen. Traum des Aeneas. Athalia's Traum 112

Zwölfter Abschnitt. Fortsetzung von den poetischen Maschinen. Reisen der Götter Homer's. Satans Zug zur Entdeckung der Schöpfung 119

Dreizehnter Abschnitt. Die christliche Hölle . 124

Achter Abschnitt. Die Christusreligion selbst als Leidenschaft . . . . . Seite 44
Neunter Abschnitt. Das Unbestimmte der Leidenschaften 57

Viertes Buch.

Von dem Wunderbaren, oder von der Dichtkunst in den Beziehungen auf die übernatürlichen Wesen.

Erster Abschnitt. Die Mythologie verkleinerte die Natur. Die Alten besaßen eigentlich die sogenannte beschreibende Poesie nicht . . 62
Zweiter Abschnitt. Von der Allegorie . . 70
Dritter Abschnitt. Geschichtlicher Abriß von der beschreibenden Dichtung bei den Neuern . 74
Vierter Abschnitt. Ob die Gottheiten des Heidenthums in dichterischer Hinsicht die christlichen Gottheiten übertreffen . . 81
Fünfter Abschnitt. Charakter des wahren Gottes . 86
Sechster Abschnitt. Die Geister der Finsterniß . 90
Siebenter Abschnitt. Die Heiligen 93
Achter Abschnitt. Die Engel 99
Neunter Abschnitt. Anwendung der aufgestellten Grundsätze. Charakter des Satans . . 102
Zehnter Abschnitt. Poetische Maschine. Venus im Gehölze von Carthago. Raphael in dem Garten Eden 108
Eilfter Abschnitt. Fortsetzung von den poetischen Maschinen. Traum des Aeneas. Athalia's Traum 112
Zwölfter Abschnitt. Fortsetzung von den poetischen Maschinen. Reisen der Götter Homer's. Satans Zug zur Entdeckung der Schöpfung 119
Dreizehnter Abschnitt. Die christliche Hölle . 124

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Chateaubriand, François-René <<de>>, / Kronfels, Friedrich Karl <<von>>. / Schnezler, Franz Xaver,

Sämmtliche Werke des Vicomte v. Chateaubriand, Pair von Frankreich nach der neuesten Orig.-Ausg. übers

Bd.: 32

Freiburg im Breisgau 1828

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Gall.457(10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11089834-5